

DORNBIRNER SCHRIFTEN

Beiträge zur Stadtkunde

36



Johann Peer

Dokumentation der Kulturlandschaft:

Kehlegg - Gütle - Ebnit

DORNBIRNER SCHRIFTEN

Beiträge zur Stadtkunde

36

Die Schriftenreihe „Dornbirner Schriften“ wird vom Stadtarchiv Dornbirn unter der Leitung von Stadtarchivar Mag. Werner Matt herausgegeben und betreut.

Medieninhaber und Vertrieb:
Stadt Dornbirn
Stadtarchiv, Marktplatz 11, A-6850 Dornbirn

Schriftleitung:
Mag. Werner Matt
Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter
Mag. Hanno Platzgummer
Dr. Paul Rachbauer
Dr. Ulrike Unterthurner

Lektorat:
Mag. Harald Rhomberg

Abonnentenbetreuung und Bestellwesen:
Christian Tumler

Autor: DI Johann Peer, Moosmahdgasse 2c, 6922 Wolfurt

Für den Inhalt der Texte sind ausschließlich
die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

© Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Medieninhabers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden. Die teilweise oder vollständige Wiedergabe von Texten oder Abbildungen aus dem Heft ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung nach Genehmigung durch die Autoren gestattet.

Gestaltung: Luger Grafik, Bregenz
Druck: Vigl-Druck GesmbH, Dornbirn

ISBN 978-3-901900-23-5

Dornbirn 2009

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	6
Markus Aberer, Werner Matt	
Vorbemerkungen	8
Aspekte der Kulturlandschaft	10
Kehlegg	
Dörfliche Strukturen und Aspekte des Ortsbildes	16
Das Bild der Landschaft	27
Gebäude	33
Zeichenhafte Objekte	50
Wasser und Wege	56
Gütle	
Lage und historische Entwicklung	64
Der Talboden	67
Die Weiler Boden und Gütle	70
Die Weiler Eschenau und Fußenegg	77
Die Weiler Salzmann und Beckenmann	85
Rappen- und Alplochschlucht	94
Die Nutzung der Wasserkraft	98
Ebnit	
Siedlungsentwicklung und naturräumliche Umgebung	104
Dörfliche Strukturen und Aspekte des Ortsbildes	109
Gebäude	114
Zeichenhafte Objekte	125
Das Bild der Landschaft	128
Straßen und Wege	132
Wasserwege	142
Bildnachweis	147

Vorwort

Der Begriff „Kulturlandschaft“ ist eine feststehende Wendung mit pleonastischem Charakter. Das Wort „Kultur“ zeigt, dass hier etwas vom Menschen geschaffenes gemeint ist. Das Wort „Kultur“ stammt aus dem landwirtschaftlichen Bereich, im Lateinischen bedeutete cultura soviel wie Landwirtschaft oder Feldbestellung, auch bebautes Gebiet. Noch bis ins 19. Jahrhundert wurde das Wort als Gegensatz zu Natur verwendet, als Benennung von etwas, das vom Menschen geformt wurde. „Landschaft“ hingegen hat seine Wurzeln im Germanischen. „Land“ bedeutete gerodetes und besiedeltes Gebiet in Abgrenzung zu Wald, Öde und Wildnis. Die Wurzel „-schaft“ meint Beschaffenheit, wie das Verb „schaffen“ Ordnung herstellen bzw. einrichten bedeutet.

Das, was als „Landschaft“ gesehen wird, stellt sich als gesellschaftliches Konstrukt von Raum und Umwelt dar. Ein Dornbirner Bauer des 19. Jahrhunderts oder eine Bürgersfrau aus dem 18. Jahrhundert hätte dieselbe „Landschaft“ wohl sehr unterschiedlich wahrgenommen. Ob wir eine Landschaft als schön, kultiviert, geordnet, reich, beruhigend und anregend oder doch als störend, hässlich, verschandelt bzw. zersiedelt ansehen, wird in unseren Köpfen entschieden. Diese Bewertungen sind, je Person, nach Kulturkreis, Zeitepoche und Mode, sehr unterschiedlich, von ihnen hängt aber ab, wie wir den uns umgebenden Raum empfinden und gestalten.

D.I. Johann Peer zeigt in seiner Dokumentation, wie diese ganz spezielle Kulturlandschaft der Dornbirner Bergparzellen entstanden ist. Seine methodische Vorgangsweise wird von einer sehr emphatischen Grundhaltung zur Vorarlberger Kulturlandschaft begleitet. Er weist auf Veränderungen hin und kommentiert bestimmte Erscheinungen. Damit, indem er aufzeigt und auch bewertet, schafft er erst die Grundlage für die Diskussion über eine zukünftige Entwicklungsplanung.

Von solchen grundlegenden Fragen abgesehen können Interessierte das vorliegende Büchlein aber auch als das nehmen, was es ebenfalls ist – als kompetenten Führer durch die Kulturlandschaft. Ein Kulturführer, der Lust macht altbekanntes neu zu sehen, unbekanntes zu

entdecken und der neben vielen Einzelheiten auch generelle Strukturen, Entwicklungen und Modeerscheinungen aufzeigt. Die Qualität der vom Autor selbst aufgenommenen Fotografien ermöglicht eine genussvolle Entdeckungsreise. Durch den genauen Blick von Johann Peer wird bewusstes Sehen erst wieder angeregt und so ist das Buch eine Art Schule des Sehens.

Die Methoden, die Johann Peer seiner Arbeit zugrunde legt, sind vielfältig. Sie reichen von kulturgeschichtlichen über architektonische hin zu stadtplanerischen Fragestellungen. Deshalb erschien es den städtischen Einrichtungen Stadtplanung und Stadtarchiv sinnvoll, hier ebenfalls zusammenzuarbeiten und ein Projekt der Stadtplanung in der Schriftenreihe des Stadtarchivs zu veröffentlichen. Ein Planungsinstrument wird zugleich auch zu einem Vermittlungsmedium, das Bürgerinnen und Bürger informiert und – um ein antiquiertes Wort zu gebrauchen – erbaut. Im vorliegenden Band erscheint der erste Teil des Projekts, die Bergsiedlungen im südlichen Teil des Dornbirner Berggebietes, am „Hatlerdorfer -Berg“, wie es früher hieß, und das später dazugekommene Walserdorf Ebnit. Die fehlenden Orte erscheinen im folgenden Heft.

Unser Dank gilt vor allem dem Autor, der seine Fachkompetenz mit großer Rechercheleidenschaft kombiniert hat und sich in Abkehr seiner üblichen Produktionsformate auf die Rahmenbedingungen der Dornbirner Schriften eingelassen hat. Mag. Harald Rhomberg hat die Publikation von Seiten des Stadtarchivs betreut und Reinhold Luger gestaltete aus der vorhandenen Bildfülle ein überzeugendes Produkt.

Stadtplaner
D.I. Markus Aberer

Stadtarchivar
Mag. Werner Matt

Vorbemerkungen

Meiner Arbeit für die Stadt Dornbirn vorausgegangen sind seit 1998 die „Dokumentationen der Kulturlandschaft“ für zahlreiche Gemeinden des Bregenzerwaldes. Die Fülle an Material und die bauliche und handwerkliche Qualität des bisher manches Mal als zu selbstverständlich Betrachteten haben selbst die Gemeindeverantwortlichen oft genug überrascht. Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Kulturlandschaft des Bregenzerwaldes einerseits eine sehr reiche, andererseits aber auch eine durch den gesellschaftlichen Wandel bedrohte ist, war es nahe liegend, die Übergangszonen zwischen Bregenzerwald und unterem Rheintal einer ähnlichen Untersuchung zu unterziehen. Die „Dokumentation der Kulturlandschaft“ der Hofsteiggemeinden Wolfurt, Bildstein und Buch liegt zwischenzeitlich in Buchform vor, Schwarzach, Lauterach und Hard befinden sich in Bearbeitung. Parallel dazu wurde von mir im Auftrag der Stadtplanung Dornbirn ab dem Jahre 2003 die Kulturlandschaft des zu den Ausläufern des Bregenzerwaldes gehörenden Ostteiles der Stadt Dornbirn, der weitgehend noch von landwirtschaftlichen Strukturen – ähnlich denjenigen des Bregenzerwaldes – geprägt ist, analysiert und dokumentiert.

So sind in den vergangenen sechs Jahren die Dokumentationen der Gebiete Kehlegg, Gütle, Watzenegg, Fallenberg, Haselstauder Berg und Ebnit entstanden. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um eine Bestandsaufnahme dessen, was heute noch sichtbar ist. Nur am Rande hat die vorliegende Dokumentation auch den Charakter einer „Spurensuche“ erhalten, die darzustellen versucht, was in die Vergangenheit zurückführt. Eine derartige „Momentaufnahme“ setzt sich zwangsläufig dem Vorwurf aus, schon bei Drucklegung nicht mehr aktuell zu sein und es mögen seit dem Zeitpunkt, zu dem die Bilder entstanden sind, tatsächlich landschaftliche und bauliche Veränderungen durchgeführt worden sein, welche die damals vorgenommene Beurteilung um Nuancen ändern würden. Nachdem es bei meinen „Dokumentationen“ in erster Linie aber nicht um Faktengenauigkeit

hinsichtlich eines zeitlichen Ablaufes, sondern um – zwangsläufig subjektive – Bewertungen geht, mit denen ein bestimmtes Ziel verfolgt wird, halte ich derartige Unschärfen für vertretbar.

Bei allem Bekenntnis zur Subjektivität kommt man um sorgfältiges Quellenstudium nicht herum. Bei der Beschreibung von historischen Gebäuden habe ich weitgehend auf die Inventarlisten des Bundesdenkmalamtes, die Frau Dr. Gabriele Tschallener in den 1990er Jahren erstellt hat, zurückgreifen können, wofür dem Denkmalamt und seiner (damaligen) Landeskonservatorin, Frau Hofrat Dr. Renate Madritsch, herzlichst gedankt sei. Auf weitere schriftliche Quellen wird im Rahmen der einzelnen Beiträge verwiesen, darüber hinaus war ich als (vormals) Ortsunkundiger weitgehend auf die Hilfestellung der Mitarbeiter der Stadtplanung Dornbirn unter der Leitung von Herrn Dipl.Ing. Markus Aberer und des Stadtarchivs Dornbirn unter der Leitung von Herrn Mag. Werner Matt angewiesen, die mir in großzügiger Weise gewährt wurde. Stadtplanung und Stadtarchiv haben auch die Drucklegung der Dokumentationen der Kulturlandschaft im Rahmen der Dornbirner Schriftenreihe ermöglicht, deren erster Teil mit der Beschreibung der südöstlichen Berggebiete nun vorliegt und deren zweiter Teil mit der Beschreibung der nordöstlichen – Watzenegg, Fallenberg und Haselstauder Berg – noch heuer folgen soll.

Dornbirn, im Juni 2009
Johann Peer

Aspekte der Kulturlandschaft

„Lebenswerte Wohn- und Arbeitsverhältnisse in einem Raum sind eng mit einer intakten Landschaft verbunden. Darüber hinaus ist die Landschaft Grundlage für die Produktion von land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen und bietet Ressourcen für die Rohstoffgewinnung und Nutzung regenerativer Energien.

Kulturlandschaft ist ein Spiegelbild des sich stetig wandelnden Mensch-Natur-Verhältnisses. Dieses Verhältnis drückt sich auch in den sich wandelnden Nutzungsansprüchen der menschlichen Gesellschaft an den Raum aus. Die Landnutzungen, die über den Menschen seit Jahrtausenden auf die Landschaft einwirken, sind gewissermaßen der Motor der Kulturlandschaftsgenese. Unter Kulturlandschaft im geografischen Sinne ist der von Menschen nach ihren existenziellen, wirtschaftlichen und ästhetischen Bedürfnissen eingerichtete und angepasste Naturraum zu verstehen. Als Kulturlandschaften gelten demnach auch in der Neuzeit gestaltete Industrie- und Ballungsräume. Aber auch die vermeintlich von Kultur unberührten Landschaften erfahren durch ihre Ausweisung als Schutzgebiete zumindest eine kulturelle Bewertung. Das ‚Management‘ einer hoch beanspruchten Kulturlandschaft gehört zu den ureigensten Aufgaben der öffentlichen Hand, liegt aber auch in der Verantwortung einer jeden Gemeindebürgerin, eines jeden Gemeindebürgers.“¹

Im Sinne des oben erwähnten Managements von Kulturlandschaft liegt das Ziel der vorliegenden Arbeit vornehmlich darin, Aspekte der Kulturlandschaft zu sammeln und deren Wandel zu interpretieren. Die von mir in den vergangenen Jahren im Auftrag der Stadtplanung Dornbirn vorgenommene Sichtung des zugänglichen Materials und die Auswahl der abgebildeten Objekte beruht auf einer Wertehaltung, die damals unter Beachtung zweier Nützlichkeitsabwägungen getroffen worden ist. Es ging einerseits um eine Bestandsaufnahme im Sinne eines Ortsbildinventars, welche insbesondere auch die „Schnittstelle“ der baulichen Strukturen zu den topografischen bzw. naturräumlichen Elementen betrachtet, und es ging andererseits um Hinweise,

die der Fortschreibung eines Räumlichen Entwicklungskonzeptes dienlich sein können. Mit der nunmehrigen Publikation im Rahmen der Dornbirner Schriftenreihe ist die Erwartung der Sensibilisierung einer breiteren Bevölkerungsschicht für Aspekte der Kulturlandschaft verbunden.

Der Graubündner Architekt Gion Caminada hat die Kulturlandschaft als den Raum definiert, in dem Kultur entsteht und wirkt.² Vielleicht mehr noch als die alten Wohn- und Wirtschaftsgebäude liefern bauliche „Zeichen“ wie Bildstöcke, Kapellen und Feldkreuze, die alle mit dem „besonderen Ort“ zu tun haben, Hinweise auf den respektvollen Umgang mit dieser Landschaft. Oft genug lag ja in denjenigen Gebieten, wo man unmittelbar von den Früchten des Bodens leben musste, einem Eingriff in die Landschaft auch eine Art „Nützlichkeitsaspekt“ zugrunde, nämlich sich mit der baulichen Verehrung heiliger Fürsprecher die Natur und ihren Schöpfer wohl gesonnen zu machen. Formenden Eingriffen in die Landschaft besonders im topografisch bewegten Gelände, wie es Wege und Straßen, Terrassierungen, Mauern und Zäune sind, ebenso wie den Einschnitten der Bäche mit ihrer uferbegleitenden Bepflanzung kommt hohe Bedeutung als optische „Leitlinie“ und Orientierungshilfe zu. Dementsprechend sensibel wurde früher bei der Entwicklung dieser Strukturen vorgegangen.

Auch wenn Kulturlandschaft im Sinne obiger Definitionen ein wertfreier Begriff ist, der Terminus „Baukultur“ ist dies nicht. Zwar hat sich in Vorarlberg seit den 1960er Jahren eine Architektursprache entwickeln können, die – aus dem Regionaltypischen kommend – zwischenzeitlich internationale Anerkennung findet. Nicht zu übersehen ist aber auch eine zunehmende Hilflosigkeit heutigen Bauens im Umgang mit der Landschaft. Die uralten Regeln der „Landbaukunst“ (die in keiner Weise eine „Kunst“ war, sondern sensibel umgesetzte Alltagserfahrung in der Auseinandersetzung mit dem konkreten Ort) sind weitgehend verloren gegangen und es scheint fast, als ob das „Gespür“ dafür erst wieder mühsam entwickelt werden müsste.³

Die bei der Beschreibung der einzelnen Weiler exemplarisch angeführten Gebäude und anderen baulichen Objekte sind von mir unter dem Gesichtspunkt ihres architekturhistorischen Wertes oder ihres besonderen Wertes für das Orts- und Landschaftsbild ausgewählt worden. Bei den Bauernhäusern sind es diejenigen, die beispielhaft einen bestimmten Haustypus (mit ganz wenigen Ausnahmen handelt es sich um Rheintalhöfe, die jeweils geländebedingt Abweichungen vom Idealtypus darstellen) verkörpern und – in seltenen Ausnahmefällen – über Jahrhunderte hinweg unverändert erhalten geblieben sind. Für ihre besondere „Hervorhebung“ spielte die Authentizität des Gesamteindrucks eine wesentliche Rolle. Dieser Gesamteindruck ist nicht nur dort in Gefahr, wo – aus Gründen des Wohnkomforts oder weil einzelne Bauteile aus Alterungsgründen ihre Funktion nicht mehr erfüllen – Sanierungen unvermeidbar werden, sondern auch dort, wo in unmittelbarer Nähe beispielsweise Wirtschaftsgebäude nach heutigen Anforderungen errichtet werden, die gegenüber dem Altbestand einen Maßstabssprung bedeuten und so bislang stimmige Ensembles zerstören können. Mit den ausgewählten Bauernhöfen soll auch dokumentiert werden, dass diese nicht nur des denkmalpflegerischen „Schutzes“, sondern auch eines Sanierungsplanes bedürfen, der es ermöglicht, heutiges Wohnen und Wirtschaften mit weitestgehender Substanzerhaltung zu vereinbaren. Diese Substanzerhaltung liegt zweifellos im öffentlichen Interesse, denn angesichts der Masse gesichtsloser und keiner Entstehungsgeschichte mehr zuordenbarer Landwirtschaftsobjekte der vergangenen 50 Jahre ist die Gefahr des weitgehenden Verlustes an tradierter Baukultur durchaus real. Und landwirtschaftliche Neubauten werden auf Grund des erforderlichen Maschineneinsatzes und der geänderten Tierhaltung unter vollkommen anderen Bedingungen als damals errichtet. Der diesbezügliche radikale Wandel der Kulturlandschaft ist noch kaum dokumentierbar, aber mancherorts bereits erahnbar.

Zur Dokumentation der Kulturlandschaft gehört auch die Darstellung ihrer ständigen Veränderung, weshalb aktuelle Tendenzen zumindest ansatzweise erörtert werden. Ohne auf die diesen Tendenzen zugrunde liegenden raumplanerischen Randbedingungen eingehen

zu können, wird auf die Gefahr der Zersiedelung ebenso hingewiesen wie auf die nivellierenden Einflüsse zeitgenössischen Bauens. Die „ländlichen“ Gebiete nicht nur des Rheintales, sondern auch des Bregenzerwaldes und der Zwischenzonen sind längst nicht mehr reine Landwirtschaftsgebiete, sondern zu bevorzugten Wohngebieten von „Städtern“ geworden. Diese Durchmischung ist für die östlichen Randgebiete von Dornbirn geradezu typisch und erzeugt eine neue Art von „Authentizität des Gesamteindruckes der Landschaft“, die uns weder als „gewachsen“ noch als „geplant“ erscheint, sondern auf eigenartig unscheinbare Weise „aufgezwungen“. Und doch entstehen im „Siedlungsbrei“ immer wieder bauliche Juwelen hoher Ausstrahlung. So wird mit der Dokumentation der Kulturlandschaft auch ein Wertewandel dokumentiert: vom Eingebettet-Sein in eine intakte Landschaft über das Dominieren-Wollen über die Landschaft bis hin zum nachhaltigen Umgang mit der Landschaft. Letzterer wird allerdings vorwiegend als Aufgabe künftiger Generationen angesehen.





Kehlegg

Dörfliche Strukturen und Aspekte des Ortsbildes

Kehlegg ist verwaltungsmäßig ein zur Stadt Dornbirn gehörendes, auf 794 m Seehöhe gelegenes Bergdorf am östlichen Rande des Rheintales bzw. an den westlichen Ausläufern des Bregenzerwaldes. Urkundlich erwähnt ist der Ort bereits 1354, der Name dürfte aus dem Romanischen kommen („Kennel“ bezeichnet einen künstlichen Wasserlauf) und erste diesbezügliche Aufzeichnungen berichten von einem Häuserbestand von 30 bis 40 Objekten. Diese ersten Häuser hatten flache Dächer, die schindelgedeckt und mit Steinen beschwert waren, typologisch wohl den Bregenzerwälder-Häusern verwandt. Das Dorf erlebte 1732 eine große Feuersbrunst, wobei 21 Häuser und Scheunen vollkommen zerstört wurden. Erst nach diesem Ereignis fand der Typus des Rheintalhauses Eingang in die Bergregionen, was damit zu tun haben mag, dass der „Dornbirner Berg“, zu dem Kehlegg topografisch gehört, kein eigenes „Viertel“ bildet, sondern auf alle Viertel aufgeteilt ist, in die die Stadt Dornbirn, die aus einzelnen Dörfern entstanden ist, seit Jahrhunderten eingeteilt ist. So gehörte Kehlegg bis 1828 zum Hatler Viertel und wurde später aus verkehrsmäßigen Gründen dem Oberdorfer Viertel zugeteilt, nachdem es schon seit 1785 seelsorglich zur Kaplanei, ab 1888 Pfarre, Oberdorf gehört hatte.



Wie jedes andere Dorf musste auch Kehlegg in früherer Zeit wirtschaftlich autark sein. Der selbstverständlich gepflogene Getreide- und Flachs-anbau auf kleinsten Parzellen ist im Laufe der Jahrhunderte mit dem Ausbau der Verkehrswege immer mehr zu Gunsten der Viehwirtschaft zurückgegangen. Diese erforderte mehr Weideflächen und führte besonders im unteren Teil des Dorfes zur Rodung steiler Hänge. Wirtschaftlich bedeutend waren seit jeher auch die Fassung des Wassers und dessen Verkauf an die Unterlieger sowie die Nutzung für einen Sägebetrieb. In anderer Form als heute spielte – wie in vielen Dörfern des Rheintales und des Bregenzerwaldes – die öffentliche Badekultur eine große Rolle. So erlebte das seit dem 15. Jahrhundert bekannte Schwefelbad in Bad Kehlegg im 19. Jahrhundert und – als „Mineralbad Maria Schnee“ – auch noch in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts eine lange Blütezeit. Die Landwirtschaft ist auch heute noch prägend für die Siedlungsstruktur des Dorfes, wenngleich seit den 1960er Jahren viele Einfamilienhäuser hinzugekommen sind und ein großer Teil der Bevölkerung als Auspendler auf Erwerbsmöglichkeiten in der Stadt und im übrigen Rheintal angewiesen ist.

Mit 477 Einwohnern ist Kehlegg heute ein Dorf, das sich mit eigener Kirche und Friedhof, Kindergarten, Volksschule und Feuerwehr-Gerätehaus einen hohen Grad an Eigenständigkeit bewahrt und gleichzeitig an typischen stadtstrukturellen Vorteilen (beispielsweise Einbeziehung in das öffentliche Verkehrsnetz) Anteil hat.

Das aktuelle Luftbild zeigt die Lage des Dorfes Kehlegg am Rande der Rheintalebene östlich des Stadtgebietes von Dornbirn und an den westlichen Ausläufern des Bregenzerwaldes (Dornbirner Berg). Ost-west-verlaufende Taleinschnitte mit dem Steinebach im Norden und dem Gechelbach bzw. die Dornbirner Ache im Süden zerteilen die westorientierte Hangterrasse, entlang der bereits im Mittelalter erste Siedlungen gegründet worden sind. Der Urkataster von 1857 lässt auf dem Plateau der sanft geneigten Terrasse ein Haufendorf mit etwa 40 Bauernhäusern (einige davon Doppelhäuser) erkennen, die sich mit ihren Nebengebäuden um die Kapelle herum gruppieren. Etwas abseits davon, am Steinebach, befindet sich das Badhaus. Während aber die ursprüngliche Siedlungsentwicklung innerhalb der nur leicht ge-







Schweffel

Im Schweffel

Badhaus

Strutzen

Kehlegg

Fischlager Gemeinde

neigten natürlichen Terrassenfläche bis in die 1950er Jahre das Auslangen fand, wie die Schwarz-Weiß-Luftaufnahme aus dieser Zeit belegt, wurde das Siedlungsgebiet vor allem in der Nachkriegszeit auch auf die gegen Westen zu leicht geneigten Hangflächen unterhalb des Ortskernes ausgedehnt. Heute umfasst die Ortschaft 204 Häuser (von insgesamt 376 baulichen Objekten), die sich vor allem im Westen und Süden an den Ortskern anlagern.



Dank der Bewaldung der steil abfallenden südlichen und nördlichen Hangflächen präsentiert sich Kehlegg von den im Süden und Norden benachbarten Weilern aus als Dorf mit kompaktem Siedlungskern. Interessant ist, dass die Ausrichtung der älteren Häuser – soweit sie nicht radikale Umbauten erfahren haben – sowohl eine topografische Komponente erkennen lässt (bevorzugte Standorte waren jene, die die Orientierung der Giebelfassade nach Osten, zur Morgensonne, hin ermöglichten), als auch einen starken Bezug zueinander beziehungsweise zum gemeinsamen Straßen- oder Platzraum zeigt, auch wenn dies mit Nachteilen hinsichtlich Aussicht und Besonnung in Kauf genommen werden musste.



Auf Grund der Tatsache, dass Kehlegg von den Hängen oberhalb des Dorfes aus verschiedenen Blickwinkeln gut einsehbar ist, spielen die Unversehrtheit der Dachlandschaft und die Materialien der Dachdeckung eine große Rolle. Es fällt angenehm auf, dass diese Dachlandschaft im Wesentlichen ihren intakten Charakter bis heute bewahrt hat und nicht durch überdimensionierte Gaupen oder Dacheinschnitte zerstückelt wird. Die steilen Dächer der Rheintalhäuser sind nicht nur aus der Ferne, sondern auch vom Straßenraum aus gut sichtbar, weshalb auf ein farblich und strukturell einheitliches Deckungsmaterial (bei den alten Häusern traditionell Biberschwanzziegel) Wert gelegt wird. Die Beachtung der Dachlandschaft ist in der jüngeren Vergangenheit gleichwohl vernachlässigt worden. Sehr flache Satteldächer verlangen ein anderes Deckungsmaterial, was zu einer starken Benruhmung des Gesamtbildes führt, und der Trend im gegenwärtigen Wohnbau geht auch hier in Richtung „Verleugnung“ des Daches als gestalterischem Element.



Struktureller Mittelpunkt von Kehlegg ist der Dorfplatz, der sich heute als leicht geneigte Asphaltfläche präsentiert und einen etwas „verlorenen“ Eindruck macht. An Stelle der alten Kapelle, die 1976 abgebrochen wurde, weil sie zu klein geworden war, steht nun das Dorfkreuz, flankiert von Bäumen und Sitzbänken. Der Vergleich der räumlichen Situationen vor und nach dem Abbruch zeigt, dass nicht nur ein den Dorfplatz im Nordosten begrenzendes Gebäude verloren gegangen ist, sondern dass die gesamte Wegführung auf dieses Gebäude hin inszeniert war.⁴ Die ursprüngliche Erschließung des Dorfes war nämlich so angelegt, dass die alte Kapelle im perspektivischen Mittelpunkt des Bildes als „natürliches Ziel“ in Erscheinung trat. Das Durchschreiten verschiedenster Raumsituationen fand auf dem Platz vor der Kapelle seinen Abschluss und Höhepunkt. Selbstverständlich wurde der Dorf-



platz auch von anderen wichtigen Gebäuden mit Öffentlichkeitscharakter flankiert. Die in Zusammenhang mit der alten Erschließung des Dorfkernes entstandenen visuellen Qualitäten sind wohl kaum zufällig zustande gekommen: Im perspektivischen Mittelpunkt des leicht gekrümmten Straßenraumes befinden sich jeweils markante Gebäude, gleichgültig ob man sich dem Zentrum nähert oder dieses verlässt. Die Straßenkrümmung und Ausrichtung der Häuser auf den Straßenraum lässt optisch geschlossene und abwechslungsreiche Außenräume entstehen. Mit der Pflanzung von Bäumen oder der Situierung von Brunnen sind weitere gestalterische „Ordnungselemente“ eingeführt. Erst der Dorfbrunnen vor Hausnummer 15 erzeugt beispielsweise jenen zwickelförmigen Platz, der die Raumgeometrie der sich teilenden Straßen klären hilft.



Das Bild der Landschaft

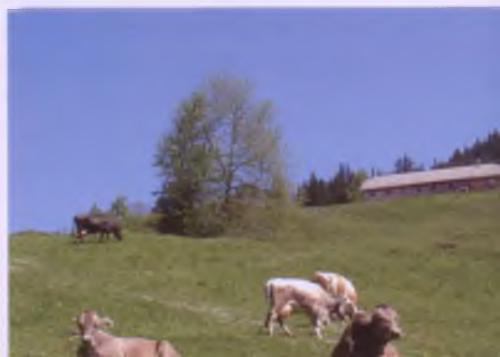
Die schwarz-weiß gehaltene Kartendarstellung lässt Siedlungsstruktur und Geländemodulation am Westhang des Dornbirner Berges gut erkennen. Das Luftbild zeigt Kehlegg auf einem terrassenartigen Plateau, dessen Hänge im Osten und Westen durch Rodungen zunächst für Weideland erschlossen und später entlang der Verkehrswege auch bebaut wurden. Die steil abfallenden und bewaldeten Hänge der Täler des Steinebachs im Norden und des Gechelbachs im Süden bildeten natürliche Barrieren gegen die Zersiedelung.

Das Landschaftsbild in der unmittelbaren Umgebung von Kehlegg ist gekennzeichnet von sanft-hügeligen Geländeformationen, die mit Busch- und Baumgruppen sowie vereinzelt Landwirtschaftsgebäuden, meist Scheunen, durchsetzt sind. Vom Weg, der von Kehlegg zur



Weißenfluhalpe und Bregenzer Hütte führt, schweift der Blick gegen Südwesten bis zur Gebirgskette am Horizont und lässt die Silhouette der Hangspitze, welche die Gemeindegrenze zu Reuthe und Mellau markiert, der Mörzelspitze, des Hohen Freschen (Gemeindegrenze zu Laterns und Zwischenwasser), des Staufens (Gemeindegrenze zu Hohenems) und - schon wesentlich näher - des Karrens, des Hausberges der Dornbirner, erkennen. Gegen Westen zu begrenzt im Vordergrund eine die Hangkante markierende Baumreihe das Blickfeld, während

darüber hinweg der Talraum des Rheins eingesehen werden kann. Im Wesentlichen kommt hier der Landwirtschaft die Pflege der Kulturlandschaft zu, weshalb auch die Alpe Büla Erwähnung finden soll. Die visuellen Qualitäten des Weidelandes rund um die Alpe Büla beschränken sich nicht nur auf die landschaftsverträgliche Bewirtschaftungsform, die mit geringen Eingriffen in das Landschaftsbild auskommt, sondern bieten auch panoramaartige Ausblicke auf die Bergwelt des Bregenzerwaldes.



Eine naturnahe Landschaft, deren offene Flächen durch Waldzungen, Solitärbäume, Wege und Flurgehölze strukturiert sind, ist noch ansatzweise im Südosten von Kehlegg anzutreffen. Hier werden vereinzelte Flächen in wasserreichen Mulden von der Bewirtschaftung ausgenommen, um eine Versammlung der umliegenden Felder zu ermöglichen. Auch in Randlagen zu den Wasserläufen hin bestehen extensiv bewirtschaftete Inseln mit „natürlicher“ Vegetation. Baum- und Buschgruppen folgen – zugleich Flurgrenzen markierend – meist den zahlreichen Bacharmen, diese begünstigen die Bildung lokaler Hochmoore mit einer Vielzahl von Farnen und anderen Pflanzenarten.



Ganz wesentlich geprägt wird das Landschaftsbild von Solitärbäumen. Solche sind zumeist alte Obstbäume, Weiden oder vereinzelt auch Ahorne und Kastanien. Nachgepflanzte Obstbaumkulturen bringen Abwechslung in das Ortsbild.



Stark gewandelt hat sich die Gartenkultur. Während früher die der Selbstversorgung dienenden Nutzgärten im Vordergrund standen, sind solche heutzutage selten anzutreffen. Häufiger sind Ziergärten, die von das Landleben bevorzugenden „Städtern“ liebevoll gepflegt werden. Das Schmuckbedürfnis mittels Pflanzen findet auch außerhalb der Gärten Einsatzgebiete im öffentlichen Raum und ein „Garten“ der ganz besonderen Art ist der sorgfältig gepflegte Friedhof.







Gebäude

Egon Moser beschreibt in seiner Kehlegger Dorfmappe die nach dem Brand von 1732 errichteten Bauernhäuser ausführlich und versucht diese mit Bezug auf die Feuerwehrchronik und im Stadtarchiv Dornbirn vorhandene Bauakten zu datieren. Mangels dendrochronologischer Daten und fehlender Bauforschung ist eine exakte Baualterbestimmung insofern schwierig, als es bei nahezu allen Objekten seit ihrer Errichtung mehrere Umbauphasen gegeben hat und in vielen Fällen der aktuelle äußere Augenschein den in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts vorgenommenen Erneuerungen entspricht. Es kann aber mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass sich im Zuge des Wiederaufbaues nach dem großen Brand und gleichzeitig mit der Intensivierung der Kontakte ins Rheintal der damalige Stil des Rheintalhauses auch in den Dörfern abseits der Stadt durchgesetzt hat. Einige dieser ursprünglichen Rheintalhäuser sind noch einigermaßen unversehrt erhalten geblieben, entweder weil sie immer noch der Landwirtschaft dienen oder teils von „Städtern“ als Ferienhäuser liebevoll gepflegt und in Stand gehalten werden.

Der Typus des Rheintalhauses hat mit dem Bregenzerwälderhaus in konstruktiver Hinsicht die verschindelte Blockbauweise gemeinsam, wobei der Strickverband in der Regel auf einem gemauerten Fundament oder Kellergeschoss aufsitzt. Beides sind Einhöfe mit Wohn- und Wirtschaftstrakt unter gemeinsamem Satteldach, wobei das steilere Dach des Rheintalhauses im unteren Drittel geknickt ist, was durch so genannte „Aufschieblinge“ (keilförmige, auf die Sparren aufgesetzte Hölzer, die das Dach über die Pfettenaufgabe hinweg heben) zustande kommt. Bedauerlicherweise wurde eine große Zahl derartiger Rheintalhäuser durch unsensible Um- und Anbauten verunstaltet.

Beim Bau von Wohnhäusern seit der Nachkriegszeit zeigen sich die formalen Einflüsse des jeweiligen lokalen oder regionalen Stils, der im Rheintal vorherrschend war – was bis in die Gegenwart Gültigkeit hat. So wurde über Jahrzehnte hinweg eine Architektursprache in das Bergdorf verpflanzt, die weder auf die lokalen noch topografischen Gegebenheiten einging, sondern die üblichen Bauklischees zum Vorbild hatte. Erst in den vergangenen Jahren ist einerseits mit

der Revitalisierung alter Bausubstanz und andererseits mit der neuen Vorarlberger Holzbauarchitektur wieder an die alten Traditionen angeknüpft worden. Damit ist auch eine gewisse Verbesserung des zuweilen ziemlich grobschlächtigen Umganges mit der Landschaft Hand in Hand gegangen.

Die im Lageplan des Dorfkernes rot eingetragenen Gebäude sind bereits im Urkataster von 1857 eingezeichnet, was deren Entstehungszeit wegen des Brandes von 1732 auf das 2. Drittel des 18. und die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts eingrenzen lässt.



Die im Plan mit Hausnummern versehenen Objekte sind in der nachstehenden Auswahl näher beschrieben. Einige der damaligen Häuser sind zwischenzeitlich abgebrochen und durch Neubauten ersetzt worden. Hausnummer 1 ist ein Beispiel dafür, wie sehr unsensible Um- und Anbauten ein altes Rheintalhaus in seiner Gesamtwirkung beein-



trächtigen können. Hausnummer 2 hingegen ist einer der mächtigsten und in seiner Originalsubstanz besterhaltenen Rheintalhöfe aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in teils verschindelter, teils verbretterter Blockbauweise. Bei den Hausnummern 3 und 4 handelt es sich um Wohnhäuser der Nachkriegszeit, die ältere Bauten ersetzt haben, wobei besonders letzteres auf unspektakuläre Weise der traditionellen Formensprache Ausdruck verleiht.





Hausnummer 7 ist ein Rheintalhof aus dem Ende des 19. Jahrhunderts in stilistischer Mischform mit Kreuzgiebel im Westen und Hausnummer 9 ein Rheintalhof aus dem Jahre 1823. Hausnummer 10 von 1863 ist eines der eher seltenen in Blockbauweise errichteten, verschindelten Wohnhäuser mit straßenseitigen Anbauten.

Hausnummer 11 ist ein Rheintalhaus aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in leichter Hanglage, was die Anordnung eines gemauerten Kellergeschosses ermöglicht. Zu diesem Objekt gehört auch ein eingezäunter kleiner Nutzgarten.



Bei Nummer 13 handelt es sich um einen mächtigen Rheintalhof vermutlich aus dem 18. Jahrhundert mit weit ausladendem Klebedach mit Hohlkehle auf der Giebelseite, dessen Wohntrakt vor einigen Jah-



ren auf sehr einfühlsame Weise restauriert worden ist. Die Hanglage bringt es mit sich, dass die Dächer von Wohn- und Wirtschaftstrakt leicht zueinander versetzt sind. Der Wirtschaftstrakt ist teils gemauert, teils als verbretterte Holzständerkonstruktion ausgeführt. Hausnummer 15 gehört sicher zu denjenigen, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts als erste nach dem großen Brand (wieder) errichtet worden sind. Es zeigt einen breit gelagerten, an beiden Traufseiten von Straßen flankierten Wohntrakt mit ausgebautem Dachgeschoss und stark geknicktem Satteldach, dessen Giebelfassade von zwei ausgeprägten Klebedächern mit Bretterkehlung gegliedert wird. Auch hier sind diverse Umbaumaßnahmen, größtenteils aus den 1980er Jahren, festzustellen, die als teilweise sehr sensibel (versprosselte Fenster), teilweise aber ortsbildlich ziemlich problematisch (Dacheinschnitt) zu bewerten sind.



Hausnummer 16 wurde 1744 errichtet (typisch für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Organisation des Wohntraktes mit erhöhtem Seitenflureingang und der noch in Blockbauweise errichtete Wirt-

schaftstrakt) und ist einer der seltenen Rheintalhöfe in Kehlegg, die anlässlich eines Umbaus 1952 eine Eternitschindelfassade und ein steileres Satteldach erhalten haben. Zum Hof gehört ein großer Obstgarten mit Gartenhäuschen.



Hausnummer 17 ist ein zweigeschossiges Rheintalhaus aus dem 18. Jahrhundert in Kopfstrickbauweise auf gemauertem Kellerstock unter geknicktem Satteldach. Erhalten geblieben sind die zwei seitlichen Schopfanbauten, eine Besonderheit auch das giebelseitig weit ausladende Klebedach mit Bretterkehlung, die tief gekehlten Pfettenköpfe und die in Tierkopfform geschnitzten „Bündte“. Im Inneren befinden sich eine getäferte Stube und ein Kachelofen des 19. Jahrhunderts. Auch in diesem Fall ist trotz tief gehender Erneuerungen im 20. Jahrhundert der „stimmige Gesamteindruck“ bewahrt worden, nicht zuletzt dadurch, dass die großen sichtbaren Flächen wie Dach und Giebelfassaden strukturell „lebendig“ geblieben sind. Die Westfassade dieses Hauses, auf deren Plastizität und Detailgestaltung besonders viel Wert gelegt wurde, war in früherer Zeit zusammen mit Hausnummer 28 ein prominentes „Tor“ auf dem Weg zum Dorfplatz und zur Kapelle.

Das im Kern aus dem Ende des 17. oder Anfang 18. Jahrhunderts stammende Doppelhaus Nummer 18/19 war nicht von Anfang an ein solches, sondern wurde es durch spätere Anbauten an beiden Traufseiten. Der eingeschossige Blockbau auf gemauertem Kellerstock mit ausgebautem Dachgeschoss unter flachem Satteldach, eternitverschindelter Giebelfassade mit durchgehenden Klebedächern und einer verbretterten Westfassade wurde in den vergangenen Jahren einfühlsam



restauriert. Hausnummer 21 ist ein Rheintalhof aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Veränderungen im 20. Jahrhundert. Der zweigeschossige, verschindelte Blockbau auf gemauertem Erdgeschoss unter geknicktem Satteldach hat durchgehende Klebedächer, Fenster mit Jalousieläden und westseitig einen verbretterten Anbau mit Pultdach. Zum Hof gehört auch ein frei stehendes Gerätehäuschen mit giebelseitigem Lüftungsgitter. Die an der nördlichen Längsseite des Dorfplatzes gelegene Hausnummer 25 (Gasthof Krone) ist eines der ortsbildlich wichtigsten Objekte und zeigt dem Besucher seine durch störende Umbauten (Dachdeckung) etwas beeinträchtigte „Breitseite“. Hausnummer 27 ist ein mächtiger Einhof aus dem 19. Jahrhundert. Der zweigeschossige, holzverschindelte Blockbau auf gemauertem Erdgeschoss unter geknicktem Satteldach zeigt giebelseitig über dem 2. Obergeschoss ein weit vorkragendes Klebedach mit Hohlkehle. Sämtliche Fenster haben Sprossenteilung und Bretterläden.



Hausnummer 28 ist ein Einhof des 18. Jahrhunderts. Der zweigeschossige, verschindelte Blockbau auf gemauertem Kellerstock unter geknicktem Satteldach hat einen erhöhten Seitenflureingang,



Fenster mit Bretterläden und durchgehende Klebedächer. Der Wirtschaftstrakt unter flachem Satteldach mit abgesetztem First ist in verbretterter Holzständerkonstruktion ausgeführt. Der an Stelle des alten Wirtschaftstraktes 1999 errichtete Wohnhausanbau mit Hausnummer 29a wirkt im Vergleich zum zartgliedrigen Altbau mit Hausnummer 29 etwas grobschlächtig und lässt diesen wie ein Anhängsel an das nunmehrige „Haupthaus“ erscheinen.



Das 1732 unmittelbar nach dem Brand errichtete Rheintalhaus mit Nummer 30 ist aber in späteren Umbauphasen schwer verunstaltet worden. Erst in jüngster Zeit wird durch den Einbau kleinerer Fenster und der Rekonstruktion der giebelseitigen Kehldächer über den Fenstern des Erdgeschosses ein „Rückbau“ auf das ursprüngliche Aussehen mit „stimmigen“ Proportionen der Bauteile zueinander versucht. Die relativ flache Dachneigung ließe auch bei Hausnummer 32 – in den Proportionen einem breit gelagerten Bregenzerwälderhof entsprechend – ein hohes Baualter vermuten, wengleich die giebelseitige Fassade mit Kreuzstockfenstern und Jalousieläden eher auf das Ende des 19. Jahrhunderts zu datieren ist. Der überhöhte und unproporti-

onierte Anbau (Hausnummer 32a aus dem Jahre 1971) an Stelle des ehemaligen Wirtschaftstraktes stört die Gesamterscheinung beträchtlich.

Hausnummer 34 ist eines der „alten“ Rheintalhäuser, die bereits im franziscäischen Kataster von 1857 aufscheinen und relativ geringe substanzielle Veränderungen erfahren haben. Dieses Haus markiert – zusammen mit Nummer 33, ein auf 1824 datierter Rheintalhof, der in den 1990er Jahren tief greifende Veränderungen erfahren hat – durch seinen Standort den südlichen Rand jener natürlichen Geländeterrassierung, auf die sich früher die Siedlungsentwicklung beschränkt hat.



Auch Hausnummer 35, an der alten Straße nach Dornbirn gelegen und somit zum „alten“ Siedlungskern gehörig, wurde im 20. Jahrhundert wesentlichen Umbauten unterzogen. Hausnummer 36 ist ebenfalls ein Rheintalhof an der alten Straße mit Umbauten aus dem 20. Jahrhun-

dert. Die Tafel mit Wappen an der Giebelseite weist das Gebäude in den Jahren 1597-98 als Amtssitz von Sebastian Keckhly, Ammann des Landgerichtes Dornbirn, aus. Hausnummer 37, ein Konglomerat aus verschiedensten Formensprachen, hat sich – bei aller stilistischen Verfremdung – durch die Bewahrung eines kleinteiligen Maßstabes etwas liebenswürdig Verspieltes erhalten.



Auch Hausnummer 38 gehört zu den alten Rheintalhäusern an der ehemaligen Straße (aktenkundig ist 1879 der Bau einer Stube statt einer Laube), ebenso wie Hausnummer 39, datiert 1841. Hausnummer 40, an der alten Straße gegenüber von Hausnummer 39 gelegen, markiert zusammen mit dieser die südwestliche Ecke des ursprünglichen Siedlungsgebietes. Die Umbauten aus vergangenen Jahren beeinträchtigen die äußere Erscheinung dieses Rheintalhauses, dessen anmutiges ursprüngliches Aussehen aus Teilen der Giebelfassade noch erschlossen werden kann, massiv.





Das ehemalige Bad Kehlegg am Steinebach wird heute nur mehr als Gasthof geführt. Die im Bäderhandbuch 1830 beschriebene Schwefelquelle eignete sich sowohl als Trink- wie als Badewasser.⁵ Die heute vorhandenen Baulichkeiten sind auf den Umbau 1908 zurück zu führen. Die damaligen Werbetafeln für das landesweit bekannte Kehlegger Mineralwasser „schmücken“ das Haus heute noch und verleihen ihm ein nostalgisches Flair. Ein „Klassiker“ der Architektur der Zwischenkriegszeit ist das 1929 nach Plänen von Architekt Fleisch errichtete Schulhaus mit der Hausnummer 42. Die Neuinterpretation traditioneller Bauformen und -materialien haben unter anderen dieses Gebäude zum Vorbild für die zeitgenössische regionale Baukunst in Vorarlberg gemacht. Die Wohnhäuser mit den Nummern 43 und 44 sind diesbezügliche Beispiele.









In ähnlicher Weise innovativ sind die etwas abseits des geschlossenen Siedlungsgebietes gelegenen Hausnummern 72 aus dem Jahre 1975 (mit Zubauten von 1990) und 79, die den gekonnten Umgang mit dem Werkstoff Holz und frische Entwurfsideen erkennen lassen. Letzteres gilt auch für Hausnummer 109, wo die intensive Einbeziehung der künstlich geformten Landschaft zum Thema gemacht wird. Exponenten des zeitgenössischen Wohnbaus sind die Hausnummern, 142/143, aber vermehrt auch Fertigteilhäuser ohne jeglichen Regio-landbezug, wie beispielsweise Hausnummer 148 aus dem Jahr 1996.





Abgesehen vom Schulbau aus den 1920er Jahren hat Kehlegg architektonisch und ortsbildlich gut gestaltete öffentliche Gebäude aus der jüngeren Vergangenheit. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang das 1987 errichtete Feuerwehr-Gerätehaus, das sich wie selbstverständlich in die Landschaft einfügt, und mit Hausnummer 152 der 1999 nach den Plänen der Architekten Fink - Thurnher errichtete Mehrzweckbau, der Kindergarten und Turn- bzw. Mehrzwecksaal enthält.

Einen Sonderstatus als öffentliches Bauwerk nimmt die Kirche von Kehlegg ein. Die von der Straße etwas zurückversetzte Bergkirche





Maria Schnee wurde 1973 nach Plänen von Arch. Hans Burtscher errichtet, nachdem die alte Kapelle zu klein geworden war. Das Gebäudeensemble nutzt das Gelände äußerst geschickt und thematisiert die Beziehung zur umgebenden Bergwelt. Im Inneren befinden sich ein Kreuzifix aus der Zeit um 1470 und eine Madonna mit Jesuskind, die – ebenfalls um 1470 entstanden – der berühmten „Mulscher Werkstatt“ zugeschrieben wird.

Das Gebiet der Stadt Dornbirn, das im Osten eine gemeinsame Grenze mit den Bregenzerwäldergemeinden Alberschwende, Schwarzenberg, Reuthe und Mellau hat und im Süden an Damüls und Laterns grenzt, umfasst ausgedehnte Landwirtschaftsgebiete, weshalb die zahlreichen Nebengebäude landwirtschaftlicher Tätigkeit wie Scheunen und Schuppen das Bild dieses Ortes und seiner Landschaft prägen. Derartige Objekte für die Lagerung von Geräten finden sich sowohl am Rande der alten Straße als auch freistehend auf den Wiesen und Weideflächen. Manche von ihnen bieten sich auch als Ferienhäuschen an. Die Lebendigkeit natürlich verwitterter Oberflächen und die funktionale Selbstverständlichkeit des „Dekors“, meist in Form von Lüf-



tungsgittern, verleihen einem Schuppen formale Eleganz. Da Kehlegg von seiner Höhenlage und Orientierung her klimatisch etwas bevorzugt und auch für den Obstbau geeignet ist, finden sich gelegentlich schrebergartenähnliche Anlagen und Bienenhäuser. Ein außerordentlich „schönes“, weil in der Grundstruktur sehr klares und bis in unsere Zeit kaum verändertes Exemplar eines landwirtschaftlichen Nebengebäudes in Form eines (ehemaligen) Vorsäß liegt am Weg zur Bregenzer Hütte. Die Situierung am unteren von Bäumen beschatteten Ende einer Wiesenparzelle und geschickte Ausnützung der Hanglage ermöglichen sowohl den direkten Zugang in den unteren, gemauerten, Stalltrakt als auch in den oberen, in Blockbauweise errichteten und teils verschindelten, teils verbretterten Wohntrakt.



Zeichenhafte Objekte

Wie überall im ländlichen Raum ist man geneigt, auch hier von einer Landschaft zu sprechen, die von religiösen Symbolen geprägt wird. Sie drücken die Verbundenheit der ländlichen Bevölkerung mit der Schöpfung aus und sind gleichzeitig Mahnung und Erinnerung an ein Geschehnis oder eine Legende, die sich auf einen konkreten Ort oder Anlass bezieht. Was Kehlegg betrifft, ist zu vermuten – und der Kehlegger Dorfmappe sind diesbezügliche Hinweise zu entnehmen –, dass die Anzahl der Bildstöcke und Weg- bzw. Feldkreuze früher größer war und sowohl Verwitterung als auch der Verkehrswegebau Ursache für deren teilweises Verschwinden sind. Gemauerte Bildstöcke gibt es in Kehlegg keine (mehr) und die verbliebenen Wegkreuze sind entweder jüngeren Datums und von bescheidener künstlerischer Qualität oder durch unsachgemäße Restaurierung in ihrem kunsthistorischen Wert stark gemindert.

Das 1973 an Stelle des abgebrochenen Kapellenbaus errichtete Holzkreuz am oberen Rande des Dorfplatzes erinnert noch an so einen „besonderen Ort“. Die gegenüber dem Platzniveau etwas erhöhte Insel mit den Sitzbänken zu beiden Seiten und den flankierenden Bäumen verleihen dem Ort zumindest in der Vorstellung etwas von jenem Volumen, das die alte Kapelle eingenommen hat.





Ein Beispiel für die schädigende Wirkung jüngster Konservierungsversuche ist das Feldkreuz an der Abzweigung des Weges zum Bödele. War es bis vor wenigen Jahren noch durchaus betrachtenswert, hat es durch die stümperhafte und viel zu stark kontrastierende Übermalung von Christuskorpus und Kreuzkasten in jüngster Zeit erheblich gelitten. Ein sehr schönes Wegkreuz, dessen Christuskorpus aus dem 19. Jahrhundert stammen dürfte, befindet sich an der Abzweigung der Zufahrtsstraße zur Siedlung Ruhgarten und ein weiteres mit ungewöhnlich in die Länge gezogenem Kreuzkasten im Vorgarten von Hausnummer 21. Seine „Pflege“ dürfte in letzter Zeit etwas vernachlässigt worden sein, wie der Vergleich von Aufnahmen aus dem Jahre 2004 mit aktuellen zeigt.





Einer der seltenen verbliebenen Bildstöcke mit Muttergottesdarstellung hat einen neuen Aufstellungsort neben einer Sitzbank auf dem Weg zur Bregenzer Hütte erhalten. Er befand sich früher an einem Baum beim Gechelbach. Ein Alpkreuz mit der Aufschrift „Gott schütze uns“ steht auf der Alpe Büla.

„Zeichen“ unserer Zeit sind weniger Symbole als nüchterne Hinweise und Informationsträger, wie beispielsweise die rote Stele, welche die Stadtbushaltestelle am Dorfplatz markiert, die zahlreichen Wegweiser oder die sehr individuellen Warntafeln mit Hinweis auf spielende Kinder.



Der Phantasie keine Grenzen gesetzt sind bei der Anbringung und Ausschmückung privater Hinweise und Spielarten der Selbstdarstellung. Die Anbringung einer Gedenktafel mit Hinweis auf frühere Bewohner „schmückt“ das Haus und dessen heutigen Besitzer. Wo es Obstbäume gibt, dürfen Vogelhäuschen nicht fehlen. Sie sind Zeichen umfassender Natur- und Landschaftspflege zum eigenen, menschlichen Nutzen. Auch die Gerätschaften zur Weiterverarbeitung und Veredelung der Früchte der Bäume haben zeichenhaften Charakter.

Eine der großen ortsbildlichen Stärken von Kehlegg ist der handwerklich gekonnte Umgang mit den traditionellen Baumaterialien, der in unserer Zeit des Aussterbens handwerklicher Fähigkeiten zum zeichenhaften Symbol von „Baukultur“ geworden ist. Durch die Diffe-



renzierung der Bodenmaterialien wird dem öffentlichen Raum hohe strukturelle „Lebendigkeit“ verliehen. Mauern kommt als wesentlichen Elementen der Kulturlandschaft hohe visuelle Bedeutung zu, weshalb auf die handwerklich solide Errichtung von Trockenmauern bzw. unverputzten, gemörtelten Mauern großer Wert gelegt wurde. Auch verputzte Gartenmauern können in ihrer Schlichtheit zeichnerhaften Charakter erlangen. Mit dem Bagger aufgetürmte so genannte „Steinsetzungen“ hingegen wirken grobschlächtig und unharmonisch. Was für Mauern gilt, trifft in ähnlicher Weise auch auf Dachdeckungs-materialien und Wandverkleidungen zu. Die strukturellen Qualitäten der traditionellen Eindeckung durch Biberschwanzziegel und unbehandelten Bretterwände verleihen dem Ortsbild Identität.





Wasser und Wege

Wasserwege und Verkehrswege sind die Strukturlinien in der Kulturlandschaft. Besonders im topografisch bewegten Gelände kommt den Straßen wegen der notwendigen Eingriffe in das Landschaftsbild und den Einschnitten der Bäche mit ihren uferbegleitenden Bepflanzungen hohe Bedeutung als optische „Leitlinie“ und Orientierungshilfe zu. Eine ganz besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die „alte Straße“ (im unteren Teil Haidach genannt), die vom Oberdorf entlang einer Hangflanke auf kürzestem Weg nach Kehlegg führt. Diese Straße ist von Bäumen und Sträuchern sowie von Einfriedungen gesäumt und hat stellenweise die räumliche Qualität eines Hohlweges. Gut beschattete, tunnelartige Abschnitte laden zu Verschnaufpausen ein und machen räumlich-visuelle Gegensätze wie Hell und Dunkel, Licht und Schatten, Enge und Weite unmittelbar erlebbar. Die leicht geschwungene Trassierung sorgt für perspektivisch geschlossene Straßenräume. Im Siedlungsbereich ist die alte Straße so geführt, dass immer wieder Gebäude in die visuelle Mitte des Blickfeldes gerückt werden. Der Bodenbelag ist nur innerhalb des Siedlungsgebietes asphaltiert und in den übrigen Abschnitten eine befestigte Lehmdecke.





Ein reizvoller Hohlweg führt vom Ortskern aus zwischen den Häusern 11 und 13 durch nach Osten in Richtung Bödele. Die dichte, wegbegeleitende Bepflanzung vermittelt in manchen Abschnitten einen tunnelartigen Raumeindruck. Die vom Zentrum aus in Richtung Südosten führende Straße zur Alpe Büla und zur Gschwendalpe ist demgegenüber talseitig offen bzw. nur von den an ihr liegenden Häusern stellenweise „gefasst“ und weist hangseitig teilweise eine alte, die Straße überdeckende Bepflanzung auf. Einer der reizvollsten Erschließungs- und Wanderwege führt vom Ortskern aus Richtung Südosten zur Bregenzerhütte bzw. in die Ortschaft Gütle. Die sanfte Steigung und der Wechsel von räumlich geschlossenen mit sehr offenen Abschnitten, die sowohl die unmittelbare Umgebung von Kehlegg als auch die Bergwelt an den Grenzgebieten zu Schwarzenberg, Mellau und Hohenems erleben lassen, zeichnen diesen Weg aus. Kleinere Wege, die nichtsdestotrotz einen hohen Erlebniswert haben, führen vom Ort aus in die angrenzenden Obstgärten und Viehweiden, uralte steinerne Treppen zweigen zu privaten Grundstücken ab.





Ein Netz von schmalen, senkrecht zu den Straßen verlaufenden Fußwegen im Ort selbst verbindet diese und schafft Abkürzungen sowie sichere Schulwege abseits des Autoverkehrs.

Attraktive Plätze zum Verweilen sind Bestandteil jeder „Wegekultur“, sei es auf den Wanderwegen oder im Ortsgefüge selbst. Einer der diesbezüglichen Höhepunkte ist das kleine Plateau auf dem Weg zur Alpe Büla, das von einem großen Feldkreuz, flankiert von zwei Ahornen, akzentuiert wird. Die Lage an der Geländekante bietet einen Rastplatz mit spektakulärer Aussicht.

Ähnlich der Wegestruktur gibt es auch ein Netzwerk der Wasserwege, die für die Lebens- und Erlebnisqualität entscheidend sind. Eine Hierarchie von Wasserläufen ist unmittelbar zugänglich und prägt das Erscheinungsbild der Kulturlandschaft, wie zum Beispiel das offen geführte Bächlein am Nordrand des Friedhofs, die verzweigten Zuläufe des Gechelbachs oder die Verbauung des Steinebachs beim Bad Kehllegg. Auf Grund des potenziellen Wasserreichtums ist die Brunnenkultur in Kehllegg sehr lebendig und vielfältig geblieben, wenngleich Brunnenhäuschen, wie dieses an der Straße zur Alpe Büla äußerst sel-





ten geworden sind. Der betonierte Brunnentrog steht an einer in den Hang gebauten Bruchsteinmauer und wird von einer biberschwanzgedeckten Holzkonstruktion überdacht, was in erster Linie dazu dient, dass die im Wasser zur Kühlung abgestellten Milchkannen beschattet werden. Brunnen als Teil der „Platzmöblierung“ haben sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum immer eine Rolle gespielt. In den von Landwirtschaft geprägten Gebieten waren sie früher von doppeltem Nutzen, und zwar als Viehtränken und Waschbrunnen.



Die Plätze, auf denen sich Brunnen befanden, waren somit immer auch Kommunikationsmittelpunkte. Diese Multifunktionalität ist heute weitgehend verloren gegangen, trotzdem setzen Brunnen Akzente und werden mancherorts zum Gegenstand künstlerischer Auseinandersetzung. Betonierte Brunnentröge sind selten anzutreffen und steinerne Brunnen finden erst in jüngster Zeit als Zierbrunnen Verwendung. Ein schlichter Trinkbrunnen mit betonierter Brunnensäule ist Bestandteil des Freiraumes beim Kindergarten. Die traditionellen



Brunnen waren ausgehöhlte Baumstämme, die von Zeit zu Zeit erneuert beziehungsweise ersetzt werden mussten. Derartige Brunnen existieren noch sowohl im öffentlichen Bereich als auch bei Privathäusern, in den Alpgebieten und entlang der Wege zu diesen.







Gütle

Lage und historische Entwicklung

Das Gütle ist verwaltungsmäßig ein zum Dornbirner Bezirk Oberdorf gehörender, auf rund 500 m Seehöhe im Taleinschnitt der Dornbirner Ache (und am südöstlichen Stadtrand) gelegener Stadtteil, dem die Weiler Salzmann und Beckenmann zuzurechnen sind und für die vorliegende Betrachtung auch die Weiler Eschenau, Fußenegg und Boden gezählt werden. Diese Weiler befinden sich an terrassenartigen Verflachungen der ansonsten steilen, die Ache beiderseits flankierenden Hänge. Das Gütle selbst zählt heute 241 Einwohner, die erwähnten Weiler eingeschlossen sind es 447. Die Besiedlung zumindest der südwestorientierten Hangterrassen dürfte bis auf das Mittelalter zurück gehen, im Gegensatz zum weiter südlich und wesentlich höher gelegenen Weiler Ebnit, einer Walsgründung, jedoch mit ziemlicher Sicherheit vom Rheintal aus erfolgt sein. Reste rätomanischer Flurnamen sind erhalten geblieben.

Abgesehen von einer bereits frühen lokalen Bedeutung als Holzammel- und -lagerplatz beginnt die eigentliche Entwicklungsgeschichte des Gütle erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Nutzung der Wasserkraft technisch soweit beherrschbar geworden war und der Unternehmer Franz Martin Hämmerle – angespornt durch die im Schweizer Raum Fuß fassenden Baumwollimporte und die daraus resultierende Verarbeitungsindustrie – 1862 das erste Spinnereigebäude baute, das sich bald als zu klein erwies. Sehr rasch wurden in den Folgejahren weitere Bauten und auch Arbeiterunterkünfte im Gütle errichtet.





Mit dem allgemeinen Niedergang der Spinnerei gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat sich die Fa. Hämmerle aus dem Gütle weitgehend zurückgezogen, lediglich die Nutzung der Wasserkraft zur Stromerzeugung ist kommerziell interessant geblieben und wird derzeit sogar intensiviert. Heute ist das Gütle ein beliebtes Ausflugs- und Naherholungsgebiet mit stationären Attraktionen (Rolls-Royce-Museum, Krippenmuseum) und Ausgangspunkt zahlreicher Wanderwege.⁶

Der Ausschnitt aus dem Stadtplan von Dornbirn und das aktuelle Luftbild zeigen die Lage des Stadtteiles Gütle südöstlich des Stadtzentrums rechtsufrig an der Dornbirner Ache gelegen. In Fließrichtung öffnet sich das südost-nordwest verlaufende Tal der Dornbirner Ache und geht über in die Ebene des Rheintales. Östlich des Gütle knickt es nach Süden hin ab und verengt sich schluchtartig (Rappenloch-, Alploch- und Schaufelschlucht). Die westlichen Ausläufer des Bregenzerwaldes bilden hier mit Staufien und Schwarzenberg im Westen, Hochälpele und Mörzelspitze im Osten ein großartiges Bergpanorama. Das früher von Norden her unzugängliche Ebniter Tal wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Neutrassierung einer Straße vom Gütle aus erschlossen, bis dahin erfolgten die Holztransporte ins Gütle hauptsächlich über die Ache oder über Güterwege.



Ein Ausschnitt aus dem Urkataster von 1857 lässt erkennen, dass die besonnenen Hanglagen nordöstlich der Dornbirner Ache bereits früh bevorzugte Siedlungsgebiete mit entsprechenden Bewirtschaftungsflächen waren, die von zungenartigen Waldgebieten voneinander getrennt wurden. Die gegen Norden hin orientierten Hänge südlich der Dornbirner Ache waren mit Ausnahme des kleinen Weilers Boden dicht bewaldet und der Forstwirtschaft vorbehalten, woran sich bis heute nichts geändert hat. Das Gütle selbst spielte Mitte des 19. Jahrhunderts noch kaum eine Rolle.

Das gesamte Gebiet ist geologisch sehr instabil und neigt zu Hangrutschungen, weshalb es tief greifender Sicherungsmaßnahmen durch die Wildbach- und Lawinerverbauung bedarf. Wegen der Steilheit der Hangflächen ist Landwirtschaft nur mit beschränktem Maschineneinsatz möglich, ihrer weiteren Ausdehnung scheinen auf Grund der Kleinräumigkeit enge Grenzen gesetzt. Die Siedlungsentwicklung verlief in den vergangenen 150 Jahren eher zögerlich, wengleich das Gütle selbst heute als Naherholungsraum und Ausgangspunkt zahlreicher Wandermöglichkeiten attraktiv ist. Lediglich der Weiler Eschenau, der von Dornbirn beziehungsweise dem Ortsteil Enz aus sowohl über die Straße entlang des Gechelbaches als auch von Steinebach aus direkt anfahrbar ist, hat neben der landwirtschaftlichen Nutzung eine gewisse Bedeutung als Naherholungsgebiet für Stadtbewohner erlangt und wurde in den vergangenen Jahrzehnten mit Wochenend- und Ferienhäusern bestückt.

Der Talboden

Die Gütlestraße folgt von Dornbirn-Oberdorf aus rechtsufrig dem leicht mäandrierenden Lauf der Dornbirner Ache, quert den Ortsteil Enz, der sich bis zur Talstation der Karren-Seilbahn erstreckt, und verläuft dem Talboden entlang weiter bis zum Gütle, von wo aus sie ansteigt und in schwierigster Trassierung durch das Ebniter-Tal bis nach Ebnit führt. Das ins Gütle führende Tal ist schmal und bietet – bis auf wenige nischenartige Erweiterungen – nur dem Fluss und der Straße Platz. Die das Tal flankierenden Berghänge sind stark bewaldet und sowohl die Dornbirner Ache als auch die Gütlestraße sind von einer dichten Begleitpflanzung gesäumt. Parallel zur Straße führt ein abschnittweise gut beschatteter Fuß- und Radweg, der nicht nur für die Erreichung des Gütle ohne eigenes Auto von Bedeutung, sondern auch Teil eines beliebten Rundwanderweges ist, der von der Bergstation der Karren-Seilbahn ins Gütle und wieder zurück zur Talstation führt.



Ziel von Tagesausflügen ist auch das orografisch am linken Ufer der Dornbirner Ache gelegene Waldbad Enz, das sowohl von der Straße aus über eine schlanke Stahlbrücke als auch von Dornbirn-Hatlerdorf aus über einen linksufrig verlaufenden Fuß- und Radweg erreichbar ist. Unterhalb des Waldbades Enz befindet sich das Ausleitungsbauwerk des Müllerbaches, der ein zum Zwecke der Energiegewinnung künstlich angelegtes, größtenteils verrohrtes Fließgewässer ist, das der Dornbirner Ache entnommen wird. Noch heute decken sechs Betriebe



einen großen Teil ihres Strombedarfes mit Hilfe des Müllerbaches. Er durchfließt praktisch das ganze Stadtgebiet von Dornbirn und dient dort auch der Ableitung der Oberflächenwässer. In vorbildlicher Weise werden an Hand von Tafeln am Flussufer erdgeschichtliche und geologische Zusammenhänge erläutert. Für die Dornbirner Ache, die – bevor sie das Stadtgebiet erreicht – weitgehend naturnah geführt wird gilt laut Tafeltexten u. a. Folgendes: *„Die Dornbirner Ache entspringt am Fuß des Hohen Freschen. Im Oberlauf hat sie wildbachartigen Charakter. Bis sie das Gemeindegebiet von Dornbirn verlässt, erreicht sie eine Länge von 23,5 km und entwässert ein Gebiet von 113 km². Mittlere Abflussmenge knapp 5 m³/sec. ... Flussterrassen entstehen dadurch, dass ein Fluss nach einer Periode der Ablagerung erneut zur Tiefenerosion übergeht. Solche Phasenänderungen stellten sich vor allem in den Eiszeiten ein. In den Kaltzeiten wurden Schotterebenen aufgebaut, während in den dazwischen liegenden Warmzeiten mit größerer Wasserführung das Geschiebe abtransportiert und umgelagert wurde. Bei der erneuten Eintiefung der Flüsse entstanden Terrassen, die den ehemaligen Stand der Schotterebene wiedergeben. Auch im Falle der Dornbirner Ache ist die einstige Lage einer Schotterebene, so beim Waldbad Enz, noch ablesbar. Findlinge oder erratische Blöcke sind ortsfremde Felsblöcke, die durch Gletscher von ihrem Ursprungsgebiet zu ihrem heutigen Fundort transportiert worden sind. Findlinge belegen, dass der Rheingletscher einst weit in das Tal der Dornbirner Ache hinein reichte.“*

Eine Tafel deklariert den vom Waldbad Enz zum kleinen Weiler Boden führenden Waldweg als „Bibelweg“.

Vereinzelte technische Bauwerke, die dem städtischen Bauhof beziehungsweise der Straßenerhaltung dienen, und Ein- und Mehrfamilienwohnhäuser säumen die Gütlestraße. Gütle 1 ist ein Wohnhaus in teil-



weiser Fachwerkskonstruktion aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und Gütle 2-4 ist ein 1906 errichtetes Arbeiterwohnhaus der Spinnerei Hämmerle. Gütle 21/22 ist ein Arbeiterwohnhaus aus dem Jahre 1923, in dem früher die Arbeiter des Spinnereibetriebes mit ihren Familien untergebracht waren und heute Beschäftigte anderer Firmen im Gütle ihren Wohnsitz haben.



Die Weiler Boden und Gütle

Der heute – abgesehen von der Diskothek „Conrad Sohm“ – nur mehr aus den zwei Bauernhäusern Boden 2 und Boden 5 bestehende Weiler liegt am Fuße des steilen Nordhanges des Brentenkopfes. Bewirtschaftung und Landschaftspflege sind dementsprechend aufwändig. Die heute noch existierende Flurbezeichnung „Kohlholz“ weist jedoch auf die frühere Bedeutung dieser Wälder für die Holzkohlegewinnung hin.



Unter „Gütle“ wird heute im Wesentlichen die Anlage der ehemaligen Spinnerei F. M. Hämmerle verstanden, auf deren Entstehungsgeschichte hier nur sehr kursorisch eingegangen werden kann. Frau Beate Mark hat diese Geschichte in ihrer Hausarbeit über „Das Gütle in Dornbirn...“ sorgfältigst recherchiert. Herr Franz Josef Huber, ein früherer Angestellter der Spinnerei, hat in einem Kurztext, der dem Verfasser ebenfalls zur Verfügung stand, die wichtigsten Eckdaten markiert: 1861 Ankauf von 2.600 m² im Gütle durch Franz Martin Hämmerle zum Zwecke der Errichtung einer durch Wasserkraft angetriebenen Buntspinnerei. 1862/63 Errichtung der Spinnerei I (Hochbau), betrieben durch eine Niederdruckwasserkraftanlage, und Errichtung des 1. Arbeiterwohnhauses. 1868 Betriebserweiterung durch Errichtung der Spinnerei II in Form des eingeschossigen Shed-Baues und Hinzufügung einer Hochdruckwasserkraftanlage. Bau weiterer Arbeiterwohnhäuser und 1869 Inbetriebnahme von (damals) Europas höchstem Springbrunnen, der aus der Hochdruckwasserleitung gespeist wird. 1897 Errichtung eines neuen Turbinenhauses im Shed-

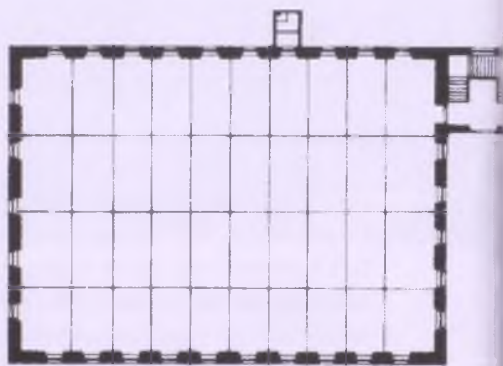


Bau und 1898/99 Beginn des Buntspinnens im Güttele. Weiterer Ausbau und Ausstattung mit modernsten Maschinen bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. 1998 Schließung der Spinnerei, der heute erzeugte Strom wird zu 100 Prozent ins öffentliche Netz eingespeist.

Das Luftbild zeigt einen streng rechtwinkelig angelegten Gebäudekomplex, der mit seinem „Hochbau“, dem heutigen Rolls-Royce-Museum, parallel zum Verlauf der Dornbirner Ache angelegt ist. Diesem vorgelagert wurde der eingeschossige „Spinnssaal“. Eine platzartige Erweiterung südlich des Hochbaues wird von „Schlosserei“ und Arbei-



terwohnhaus flankiert, was eine städtebaulich stimmige und außenräumlich durchaus spannende Gesamtsituation ergibt. In reizvollem Kontrast zu diesem mit seinen asphaltierten Flächen städtisch und industriell wirkenden Teil steht die nach Südosten zu anschließende Parkanlage, deren Mitte der erwähnte Springbrunnen betont und die nach „hinten“, zum aufsteigenden Wald hin, von einer Häuserzeile abgeschlossen wird. Nicht unschwer lässt sich eine Planungsabsicht erkennen, die eine streng gegliederte Gesamtanlage als Kontrast in diesen großartigen und wilden Naturraum setzte.



Der Lageplan stellt die Gebäudenutzung zur Zeit des Spinnereibetriebes ab 1868 dar. Der eingeschossige Spinnstuhl (1) wurde 1868 mit Shed-Dach errichtet. Der „Glöckelestadel“ (2) erhielt 1868 seine Fabriksuhr, das Lagerhaus ist abgebrochen. Der Grundrissplan lässt die Konstruktion des 1862/63 errichteten Hochbaus I (3) erkennen.

Die 1900 entstandene Radierung von Anton Kaiser zeigt die beschriebene Gesamtanlage mit Blick von Westen. Von der Platzanlage zwischen Hochbau (heute Rolls-Royce-Museum), Arbeiterwohnhaus (heute Gasthof Gütle) und Shed-Gebäude (dargestellt vor dem Anbau 1897, heute mit Flachdach versehen) aus werden auch die Weiler Salzmann und Beckenmann angefahren. Vom Gasthof Gütle aus gesehen bilden die beiden Hauptbaukörper, der massige Hochbau und der langgestreckte Shed-Bau, einen reizvollen Kontrast.⁷



Der Mammutbaum in perspektivischer Verlängerung des niederen Shed-Baues ist das optische Pendant zum Hochbau und bildet mit diesem eine in der Perspektive wirksame „Torsituation“. In der Mitte der Blickachse befindet sich der Springbrunnen. Gütle 11, der heutige Gasthof Gütle, war ursprünglich ein Arbeiterwohnhaus. Es handelt sich





im Westteil um einen mächtigen, zweigeschossigen Rechteckbau aus dem Jahre 1862, dem 1895 eine zweigeschossige Holzveranda angefügt wurde. Auffallende Merkmale sind der längsseitige Kreuzgiebel mit Fachwerk, die Galgenstockfenster mit Jalousieläden und der traufseitige Eingang über zweiarmiger Steintreppe mit schmiedeeisernem Geländer. Seit 1882 existiert die Konzession zur Ausschank, im Inneren wurde 1895 sogar ein „Kaiserzimmer“ in Erinnerung an den Besuch von Kaiser Franz Josef I eingerichtet. Gütle 11a ist heute das weltgrößte Rolls-Royce-Museum und der ehemalige Shed-Bau beherbergt nun Lagerräume von verschiedenen Firmen und die Wasserkraftanlagen zur Stromgewinnung. Durch die Entfernung der Shed-Aufbauten wirkt die Halle optisch etwas zu niedrig, die Details lassen die klassizistische Formensprache der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erkennen. Einen reizvollen Kontrast zur streng gegliederten straßenseitigen Schauffassade bildet die rückwärtige, der Dornbirner Ache zugewandte und beschattete Ansicht, hinter welcher Garderoben, Waschräume und Toiletten sowie ein Labor und eine „Zylinder-Macherei“ untergebracht waren.



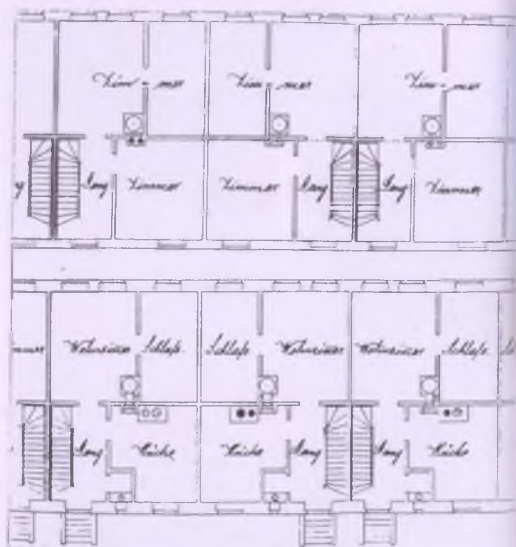


Das zum Gesamtkomplex gehörige ehemalige Schlosserei- und Bürogebäude Gütle 11b wurde vor einigen Jahren vorbildlich saniert und dient heute anderen Firmen als Bürositz. Der sogenannte „Glöcklestadel“ erhielt seinen Namen von der Fabrikuhr, welche 1868 bei einem Großuhrenmacher in Tirol bestellt worden war. Heute ist der Bau vorbildlich saniert und innen gänzlich neu gestaltet worden. Seit Mai 2003 ist darin ein Krippenmuseum untergebracht. Das ehemalige Feuerwehrhaus aus dem Jahre 1932 ist heute funktionslos.⁸

Der 1869 in Betrieb genommene Springbrunnen und der um die Jahrhundertwende gepflanzte Mammutbaum sind die Attraktionen des parkartigen Teiles der Gesamtanlage. Im Schatten des Baumes steht eine künstlerisch gestaltete Sitzbank.



Den südöstlichen Abschluss der Anlage bildet die 1870 nach den Plänen von Johann Bröll errichtete Wohnanlage Gütle 13-18, die in den vergangenen Jahren generalsaniert worden ist. Es handelt sich um ein zweigeschossiges Sechsfamilienhaus unter Satteldach mit einfachen Reihenhausgrundrissen. Dem Haus nach Südosten zu vorge- lagert ist der gemeinsame Hausgarten. Der Grundrissplan zeigt oben das 1. Obergeschoss, darunter das erhöhte und über Treppen zugängliche Erdgeschoss.



Die Weiler Eschenau und Fußnegg

Der Weiler Eschenau präsentiert sich als lang gestreckte, locker bebaute Siedlung entlang der Straße, die von Steinebach aus nach Salzmann und ins Gütle führt. Die Nähe zur Stadt, der gut besonnte Hang und die reizvolle Aussicht in das Rheintal haben dazu beigetragen, dass aus einem ehemaligen Landwirtschaftsgebiet ein Siedlungskonglomerat aus Bauernhöfen und Ferienhäusern entstanden ist. Die Straße verläuft im Hang auf etwa gleicher Höhe und bietet reizvolle



Ausblicke über das Tal der Dornbirner Ache hinweg auf den Dornbirner Hausberg, den Karren. Eschenau ist aber auch vom Weiler Enz aus über die parallel zum Gechelbach verlaufende Gechelbachgasse anfahrbar. Von ihr aus werden über Forstwege die Wälder erschlossen, die den zur Gütlestraße hinabführenden Steilhang sichern. Der



Rheintalhof Eschenau 1 aus dem Jahre 1875 liegt unmittelbar an der Straße, während der 1890 errichtete Bauernhof Eschenau 3 eine kleine Hangterrasse oberhalb der Straße besetzt. Ein kleiner Weinberg, vereinzelte Obstbäume und landwirtschaftliche Nebengebäude bezeugen eine reizvolle Nutzungsvielfalt in der Umgebungen der Höfe. Ein Trinkbrunnen und eine Sitzbank flankieren eine platzartige Erweiterung der Straße und laden zum Verweilen ein. Andere Brunnen entlang





der hangwärts von einer sorgfältig geschichteten Trockensteinmauer begleiteten Straße scheinen schon seit längerem nicht mehr in Betrieb zu sein.

Ein architekturhistorisches Juwel ist der „unvollendete“ Rheintalhof Eschenau 6, der Veränderungen des 19. Jahrhunderts zeigt, in seinem Kern aber auf das 17. Jahrhundert (Seitenflurküche im Inneren) zurückgeht. Sein Wohntrakt ist ein zweigeschossiger, teilweise ver-



schindelter, teilweise bretterverschalter Blockbau auf gemauertem Kellerstock unter geknicktem Satteldach. Giebelseitig hat er über dem Erdgeschoss ein weit ausladendes Klebdach mit Bretterkehlung, seine Fenster sind kleinteilig versprosst und mit Bretterläden versehen. Der höhenversetzte Wirtschaftstrakt zeigt über Tenne und Stall einen traufseitig vorkragenden Heuboden.

Vor allem im südlichen Abschnitt des Weilers Eschenau sind die Auswirkungen „städtischer“ Gewohnheiten auf das Landschaftsbild deutlich zu spüren. Die Neunutzung von ehemaligen Landwirtschaftsobjekten sichert aber auch deren Erhaltung, wie dies beispielhaft bei den Häusern Eschenau 10 aus dem Jahre 1890 und Eschenau 11, ein 1887 erbautes eingeschossiges Bauernhaus, zu erkennen ist. In letzterem Fall bedauerlich ist der Einbau von unversprosst Fenstern, die in der zartgliedrigen Fassade wie „Löcher“ wirken. Zu Eschenau 11 gehört auch ein kleiner Brunnen am Wegesrand. Bemerkenswerte Bauernhäuser in Eschenau sind die Hausnummern 12 von 1909 und 13 im Kern aus der Zeit vor 1857. Abgesehen von den Umbauten der jüngeren Vergangenheit fällt auf, dass diese Gebäude die typischen Attribute des Rheintalhauses, wie beispielsweise das geknickte Satteldach oder ausladende Klebedächer, vermissen lassen und statt dessen einen Baustil zeigen, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts lan-





desweit ziemlich einheitlich wurde. Typisch dafür sind laubsägeartig ausgeschnittene Holzdekorelemente.

Die „Ortsmitte“ von Eschenau markiert ein sehr schönes Wegkreuz mit gut erhaltenem Christuskorpus des 19. Jahrhunderts. An sakralen Zeichen in Eschenau existieren noch eine Gedenkstätte beim Haus Eschenau 7 und ein hölzernes Bildstöcklein neben einer Sitzbank am Rand der Straße. Ein weiteres Wegkreuz steht an der Abzweigung der Straße in den Weiler Fußenegg.

Das Bild der Landschaft im südöstlichen Teil der Eschenau, der Rüttenen, wird weitgehend durch die Landwirtschaft geprägt, wenngleich auch visuell gut abgeschirmte Ferienhäuser die Attraktivität und Aufenthaltsqualität dieser Gegend verraten. Bauliches Zentrum der Rüttenen ist der Bauernhof Beckenmann 9 mit seinen Nebengebäuden.





Die wegen ihrer Steilheit nur mit beschränktem Maschineneinsatz bewirtschaftbaren Hänge machen die Errichtung von Heustadeln notwendig, die das Landschaftsbild akzentuieren. Die Rüttenen bietet reizvolle Wanderwege, Viehtränken am Wegesrand dienen der Versorgung auf dem Weg zur Alpe.

Während in Eschenau vor 150 Jahren nur vereinzelte Bauernhäuser standen, bildeten die auf rund 640 Meter Seehöhe gelegenen Höfe des Weilers Fußnegg bereits damals ein kompaktes Ensemble, wie der Ausschnitt aus dem Urkataster von 1857 zeigt. Der Vergleich mit dem aktuellen Luftbild lässt erkennen, dass sich an diesem Zustand bisher glücklicherweise kaum etwas geändert hat. Sehr reizvoll ist die Zufahrt nach Fußnegg, die abschnittsweise Hohlwegcharakter hat und





an anderen Stellen grandiose Ausblicke, beispielsweise auf den etwas tiefer gelegenen Weiler Salzmann, bietet.

Der am Ortseingang gelegene Rheintalhof Fußenegg 1 ist ein lang gestreckter, zweigeschossiger Kopfstrickbau auf gemauertem Kellerstock unter geknicktem Satteldach aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der verschindelte Wohnteil weist einen Giebel mit vorkragendem Bretterschirm, Fenster mit originaler Sprossenteilung und Bretterläden und über dem Erdgeschoss ein weit vorkragendes Klebedach mit Bretterkehlung auf. Außerordentlich wohlproportioniert sind die profilierten Pfettenköpfe. Die Eckflurerschließung mit traufseitigem Eingang über zweiläufiger Steintreppe führt in eine Stube mit Felderdecke. Der mächtige Wirtschaftstrakt ist teils gemauert, teils in Holz ausgeführt und hat einen rückwärtigen Anbau mit Pultdach. Abgesehen von seinen baulichen Qualitäten trägt der eine „Torsituation“ markierende Standort dieses Hauses wesentlich zu den ortsbildlichen Reizen des Weilers bei, weil damit der öffentliche Raum moduliert wird. Enge und Weite, Dichte und Offenheit, Licht und



Schatten kontrastieren einander. Die Modernisierung der Landwirtschaft verursacht allerdings Störungen im Ortsbild: die Altbauten sind klein und werden von „unmaßstäblichen“ Neubauten visuell erdrückt, ehemalige Dorfbrunnen und Kommunikationsmittelpunkte veröden. Landschaftlich reizvoll ist die Umgebung der Häuser, deren Wiesen mit Obstbäumen bestückt sind und die dazu einlädt, den sie ringsum umgebenden Waldrand in allen Himmelsrichtungen zu erforschen.



Die Weiler Salzmann und Beckenmann

Der Weiler Salzmann, zwischen Eschenau und dem Gütle etwa 50 Höhenmeter oberhalb der Gütlestraße gelegen, ist mit einer eigenen Volksschule und kleinen Kirche (Fatimakapelle) als eigenständiger Ort zu betrachten, während Beckenmann eine locker besiedelte Hangfläche südöstlich des Gütle am Talende bezeichnet. Der Vergleich des Urkatasters von 1857 mit dem aktuellen Luftbild zeigt, dass Salzmann





ursprünglich ein sehr kompaktes Ensemble aus Bauernhäusern war, das sich erst mit der Entwicklung des Güttele in Form eines Straßendorfes dorthin erweitert hat. Die älteren Häuser haben ihren Standort in einer geschützten Hangmulde und sind mit ihrem Wohnteil nach Süden hin ausgerichtet. Der Ort ist sowohl von der Güttelestraße her als auch vom Güttele selbst aus anfahrbar.

In Folge der Entwicklung des Güttele hat Salzmann neben seinem „historischen“ Zentrum an der Straße Richtung Güttele ein zweites, jüngerer Zentrum erhalten. Der alte Ortskern ist mit den nach einem Großbrand 1896 erbauten Höfen Salzmann 2, Salzmann 4 und Salzmann 3, die sich um einen kleinen Platz mit Brunnen beziehungsweise um die Marienkapelle herum gruppieren, auch heute noch rein bäuerlich geprägt. Letzterer zeigt die um die Jahrhundertwende typische Mischform mit Elementen des Rheintalhauses (geknicktes Satteldach) und solchen des Bregenzerwaldes (Architravverdachungen über den Fenstern). Der vor Hausnummer 2 situierte und aus zwei Betontrögen bestehende Brunnen ist Viehtränke, Waschbrunnen (für Schuhe und Werkzeug) und Kommunikationsmittelpunkt zugleich. An diesen

Platz gegen Norden zu schließt mit etwas Abstand Salzman 5, ein vom Brand verschonter Rheintaler Einhof aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Der zweigeschossige Kopfstrickbau sitzt auf einem bruchsteingemauerten Keller und hat einen traufseitig erhöhten Eingang. Der Wohntrakt ist im Erdgeschoss verschindelt und zeigt einen Giebel mit vorkragendem Bretterschirm. Über dem Erdgeschoss befindet sich ein weit auskragendes Klebedach mit Bretterkehlung. Die Fenster sind großteils originalversprosst und haben teils Bretter-, teils Jalousieläden. Im Inneren des Wohntraktes ist noch eine original erhaltene Stube mit Kachelofen und Wandtäfer vorhanden. Vom alten Ortskern aus führt ein interessanter Hohlweg hinauf zur Straßenverbindung Eschenau-Fußenegg.

Sakrales Zentrum ist hier die 1844 errichtete Kapelle zur Heiligen Maria, die 1988/89 gründlich saniert wurde. Der gemauerte Rechteckbau mit eingezogener Rundapsis hat ein Satteldach mit Glockentürmchen, ein sandsteingerahmtes Rechteckportal und längsseitige Halbkreisfenster. Der Betraum im Inneren ist mit einem Tonnengewölbe mit umlaufendem Gesims ausgestattet. Am Chorbogen sind ein Triumphkreuz und Kreuzwegstationen des 19. Jahrhunderts befestigt. Die an der rechten Seitenwand aufgestellte Figur Maria mit Kind stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und muss früher wohl an einem anderen Standort untergebracht gewesen sein.

Das andere, südliche, Ortszentrum wird aus Fatimakapelle und Volksschule sowie den in deren Umfeld befindlichen – und postalisch zum Gütle gehörenden – Wohnhäusern gebildet. Die Fatimakapelle ist ein



gemauerter Rechteckbau mit niederer Seitenkapelle im Westen und gerade abschließendem Altarraum unter Satteldach aus dem Jahre 1951. Die der Straße zugewandte Giebelseite wird von einem vorkragenden Turmaufsatz und den der Eingangshalle zugeordneten beiden Rundbogenarkaden gegliedert. Der Betraum ist mit flacher Holzkassettendecke und Empore ausgestattet. Über dem Flügelaltar des Feldkircher Malers Martin Häusle, von dem auch die im Seitentrakt befindlichen Kreuzwegbilder stammen, befindet sich eine Figur der Fatimamadonna. Der im Nordwesten an die Kapelle anschließende Friedhof wird bedauerlicherweise von den angrenzenden Baulichkeiten visuell etwas bedrängt. Die Volksschule Salzmann wurde 1950/51 nach den Plänen des damaligen Stadtbaumeisters DI Hans Strohmair an Stelle eines Vorgängerbaues von 1884 errichtet. Ursprünglich handelte es sich um ein einklassiges Schulgebäude mit angeschlossener Lehrerwohnung, das 1985 unter geschickter Ausnutzung der Hanglage umgebaut wurde (Zwei-Klassen-Betrieb mit Gymnastikraum im Kellergeschoss).

An Wohnhäusern sind Gütle 6 von 1901 sowie Gütle 7 und Gütle 8 (früher Salzmann 14) aus dem Jahre 1888 erwähnenswert. Bei letzterem handelt es sich um einen vom schweizerischen Heimatstil beeinflussten Blockbau auf gemauertem Kellersockel unter Satteldach mit





Kreuzgiebel. Dem traufseitigen Eingang ist eine offene Laube mit darüber befindlicher Veranda vorgelagert. Der Lageplan lässt darauf schließen, dass auch die umgebenden, der Fa. Hämmerle gehörenden Grundstücke mit Häusern der im Gütle beschäftigten leitenden Angestellten bebaut waren. Noch heute existierende Beispiele sind Gütle 9a und Gütle 19. Das Landschaftsbild in der Umgebung von Salzmann umfasst sowohl größere, zusammenhängende Waldgebiete (vor allem im Bereich der nördlichen Zufahrtsstraße, wo Bienenstöcke in der Umgebung von Salzmann 1 für Überraschung sorgen), als auch großzügige, von Obstbäumen (vorwiegend Kirschbäumen) bestückte Lichtungen, die sich von der Gütlestraße im Talboden bis auf die Höhe der Zufahrtsstraße nach Salzmann erstrecken.





Der kleine, an den Südwesthängen am Talende gelegene Weiler Beckenmann hat sich in den vergangenen 150 Jahren nur wenig verändert, wie der Vergleich des Urkatasters von 1857 mit dem aktuellen Luftbild zeigt. Die abgeschiedene Lage mag ein Grund dafür sein, dass sich die Anzahl der im 20. Jahrhundert hinzugekommenen Wohnhäuser in engen Grenzen hält. Ein formal interessanter „Sonderfall“ ist das Wohnhaus Beckenmann 5, das Elemente des Bauernhauses (Trennung





in Wohn- und Wirtschaftstrakt, Schindelpanzer und Klebedächer) mit städtischen Einflüssen (ausgebautes Dachgeschoss unter Mansarddach) in sich vereint. Zuunterst an der ziemlich steil ansteigenden Straße durch den Weiler steht der Rheintalhof Beckenmann 1, weiter oben folgt Beckenmann 3, ein halbvollendeter Einhof aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, bestehend aus einem Wohntrakt und einem in der Höhe versetzten Wirtschaftstrakt. Der Wohnteil ist ein zweigeschossiger verschindelter Strickbau unter geknicktem Satteldach mit Biberschwanzziegeldeckung auf gemauertem Kellerstock mit eng versprossenen Fenstern und durchgehenden Klebedächern in der Giebelfassade. Der Wirtschaftsteil besteht aus einer verbretterten Holzständerkonstruktion. Beckenmann 4 ist ein Rheintalhof mit höhenversetztem, querliegendem Wirtschaftstrakt aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts mit angebautem Sticklokal aus dem Jahr 1887 und neuzeitlichem Terrassenvorbau. Im Vergleich zu älteren Aufnahmen stechen die in jüngster Zeit vorgenommenen baulichen Veränderungen unangenehm ins Auge.

An sakralen Objekten in Beckenmann sind ein Wegkreuz mit sehr schönem Christuskorpus in einem Kreuzkasten mit weit vorspringendem Vordach und die Kapelle Mariahilf erwähnenswert. Letztere ist ein rechteckiger Holzbau mit eingezogenem, gerade abgeschlossenem Chor unter Satteldach mit Glockendachreiter vom Ende des 19. Jahrhunderts. Der Betraum zeigt einen offenen Dachstuhl, in der rundbogigen Altarnische befindet sich eine Figur der heiligen Maria mit Kind,





an den Seitenwänden hängen gemalte Kreuzwegstationen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts.

Von außerordentlicher Schönheit ist die Hauslandschaft in Beckenmann mit ihrer Geländemodulation und den von Waldzungen in kleinmaßstäbliche „Kammern“ zerlegten Lichtungen. Vereinzelte Gebäudeensembles akzentuieren die Landschaft und machen die Wanderung durch das Tal erlebnisreich. Humorige Hinweise auf spielende Kinder und perfekt ausgeschilderte Wanderwege sorgen für Abwechslung und Information. Ein sehr interessanter und abwechslungsreicher Wanderweg führt über die tief eingeschnittene Gunzen- oder Kobelache, einem Seitenarm der Dornbirner Ache, und entlang des die beiden Schluchten (Rappenloch- bzw. Alplochschlucht und Kobelachschlucht) trennenden Höhenrückens in Richtung Süden, wobei die Ammannsbrücke, eine gedeckte Holzbrücke über die Kobel-





ache aus dem Jahre 1869, gequert wird. Konstruktiv handelt es sich dabei um ein doppeltes Hängewerk im Ausmaß von 13,9 x 2,6 Metern mit beidseitiger Brettverschalung und mittiger Lichtöffnung. Der Boden besteht aus lose gelegten Rundlingen, das Walmdach ist eternitschindelgedeckt. Die Brücke spielte früher für die Wegverbindung in die Alpgebiete eine wichtige Rolle. Von hier aus kann ein Blick auf die Kobelache am Grund der schluchtartigen Verengung geworfen werden.



Rappen- und Alplochschlucht

Ein eigener Abschnitt ist dem Weg in und durch die Rappen- und Alplochschlucht gewidmet. Dieser vom Gütle ausgehende und entlang der Dornbirner Ache ins Ebniter Tal führende Wanderweg wird vom Thema „Wasser“ beherrscht und die Besonderheit dieses Weges liegt im Erleben dessen, was die Transformation einer sich wild gebärdenden Naturlandschaft zur gezähmten und nutzbringenden Kulturlandschaft ausmacht. Dieses Schluchtengefüge lässt auf faszinierende Weise erkennen, dass Naturschönheit und technisch-bauliche Bewältigung der Wasserkraft durchaus miteinander harmonieren können. Die Dornbirner Ache wird im Bereich des Gütle abschnittsweise naturnah und oder in einem trogartigen Profil geführt. In diesem Bereich ist auch eine Fußgängerquerung möglich. Unterschiedlichste Trassierungscharakteristika kennzeichnen den Weg durch die Rappenlochschlucht. Er führt zunächst durch den Wald beinahe eben bis zum Schluchteingang und nähert sich dann dem Bachbett, wo sowohl etwas schwächlich wirkende künstlerische Aktionen als auch das unterste Stauwehr sichtbar werden. Von hier aus bis zum Kraftwerk Ebensand sind etwa 100 Höhenmeter größtenteils nur auf einem in den Fels gehauenen oder an diesem angebrachten Steg zu überwinden. Die Durchquerung der Schlucht ist seit 1896 möglich und in den vergangenen Jah-







ren - seit der „Aufwertung“ des Gütle als Tourismusdestination - ein sehr stark frequentiertes Ziel geworden, dessen besonderer Reiz in der Ausgesetztheit des Wanderers den verschiedenen naturräumlichen Attraktionen gegenüber liegt. Am oberen Ende der Rappenlochschlucht wird der zum Kraftwerk Ebensand gehörende Staufensee auf 595 Meter Seehöhe erreicht, der umrundet werden kann. Hier ist der Uferbereich der Dornbirner Ache an Flachufern zugänglich und lädt zu spielerischen Interventionen ein.

Der Weg durch die wesentlich weniger frequentierte, vom Erlebnisreichtum her aber ebenso großartige Alplochschlucht beginnt ab dem Kraftwerk Ebensand und führt nach Überwindung von abermals rund 100 Höhenmetern wiederum zur Ebniter Straße, von wo aus zum Naturdenkmal „Kirchle“, einer trockengefallenen Klamm (vergleiche dazu den 3. Abschnitt „Ebnit“) weiter gegangen werden kann. Von dort aus ist der Rückweg zum Gütle durch den Wald in etwa gleicher Höhenlage bis zur Kobelache möglich, die auf der Ammannsbrücke gequert wird.



Der weitere Weg führt über den Weiler Beckenmann wieder zum Gütle hinunter. Eine besondere Herausforderung ist die „Winterbesteigung“ von Rappen- und Alplochschlucht, die auch Ortsansässigen gänzlich neue Erlebnisqualitäten vermittelt. Der gesamte Weg ist gleichsam als „Lehrpfad“ angelegt, der Aufschluss über Entstehungsgeschichte und geologische Hintergründe gibt. Auf mehreren entlang des Weges aufgestellten Tafeln sind zur Rappenlochschlucht folgende Texte zu lesen: „Die 72 m tiefe Klamm im Kalkgestein zeigt deutlich die Spuren des fließenden Wassers, das sich rasch in die Tiefe einschneidet. Schön gerundete Strudeltöpfe rühren von der drehenden Bewegung her, steilstehende Schichten werden von der Erosion ‚herauspräpariert‘, Fallblöcke werden vom Wasser weitertransportiert und runden sich zu groben Bachschottern. Zwischen Dornbirn und Feldkirch verlaufen die Gebirgskämme mehrheitlich von Südwesten nach Nordosten. In den frühen Phasen der Alpenbildung folgten die Flüsse meist den Längstälern, entwässerten also parallel zu den Gebirgskämmen. Aus verschiedenen Gründen (Hebungen oder Senkungen, Verstellen von Tälern durch das Eis) wurde dann das Wasser gezwungen, sich neue Wege, z. T. quer zu den Gebirgskämmen, zu suchen. Dies geschah bevorzugt entlang von vorgezeichneten Brüchen oder im Bereich von Gebirgskammensenken. Überall dort, wo die jungen Flüsse auf hartes Gestein stießen, kam es zur Bildung einer tiefen, engen Klamm. Für die große Eintiefung bedurfte es allerdings der großen Schmelzwassermassen der zurückweichenden Gletscher.“

Zur Alplochschlucht wird angemerkt: „Diese Klamm ist vom Rappenloch durch ein Mergelbecken (Staufensee) getrennt. Entlang des Weges sind wie im Rappenloch viele geologische Schulbeispiele zu erkennen: Faltungen, Harnische, Versteinerungen. Sie erinnern an die Bildung des Gesteins in einem warmen, erdmittelalterlichen Meer und an die spätere Gewalt der Gebirgsbildung in den Alpen.“ Bedauerlicherweise werden die Informationstafeln des Verkehrsvereins Dornbirn oftmals mutwillig beschädigt.



Die Nutzung der Wasserkraft

Wurden zunächst im 17. und 18. Jahrhundert Mühlen und Sägen, später, zu Beginn der Industrialisierung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch Spinnereien und Webereien im ganzen Land an Bächen und Flüssen errichtet, um unmittelbar die Kraft des Wassers nutzen zu können, blieb nach dem Niedergang der baumwollverarbeitenden Betriebe gegen Ende des 20. Jahrhunderts die Wasserkraftnutzung ausschließlich zum Zwecke der Stromerzeugung übrig. Während diese Art von Kleinkraftwerken, wie sie vielerorts im Bregenzerwald und eben auch im Gütle installiert waren, eine Zeit lang in ihrer Existenz gefährdet war und Investitionen nicht opportun erschienen, ist heute der Bestand der Kraftwerke – zumindest im Gütle – nicht nur langfristig gesichert, sondern es gibt auch Ausbaupläne einerseits in Hinblick auf eine Automatisierung der Anlagen, andererseits aber auch um eine noch intensivere Nutzung der Ressource Wasser zu ermöglichen. Neben den rein wirtschaftlichen Aspekten, welche die Nutzung der Wasserkraft im Gütle heute bestimmen, gibt es – quasi als Nebeneffekt – eine technikgeschichtliche Seite, auf die auch an Hand von Schautafeln entlang des Weges in die Rappenlochschlucht hingewiesen wird, und eine Reihe von bildhaften Aspekten, auf welche hier aufmerksam gemacht werden soll. Die technischen Anlagen der Wassernutzung in der Rappenlochschlucht sind von einer Art, die anschaulich und – in einigen Abschnitten – sogar „begreifbar“ ist. Das Berühren der





KRAFTWERK EBENSAND

Inbetriebnahme 1899
Leistung 1800 kW
Jahreserzeugung 7 Mio kWh

Maschine 1

zwei zweidüsige Peltonturbinen
Leistung 1600 kW
Baujahr 1953
Hersteller: Maschinenfabrik Andritz
Generator:
Siemens/Schuckert
1780 kVA/11500 V

Maschine 2

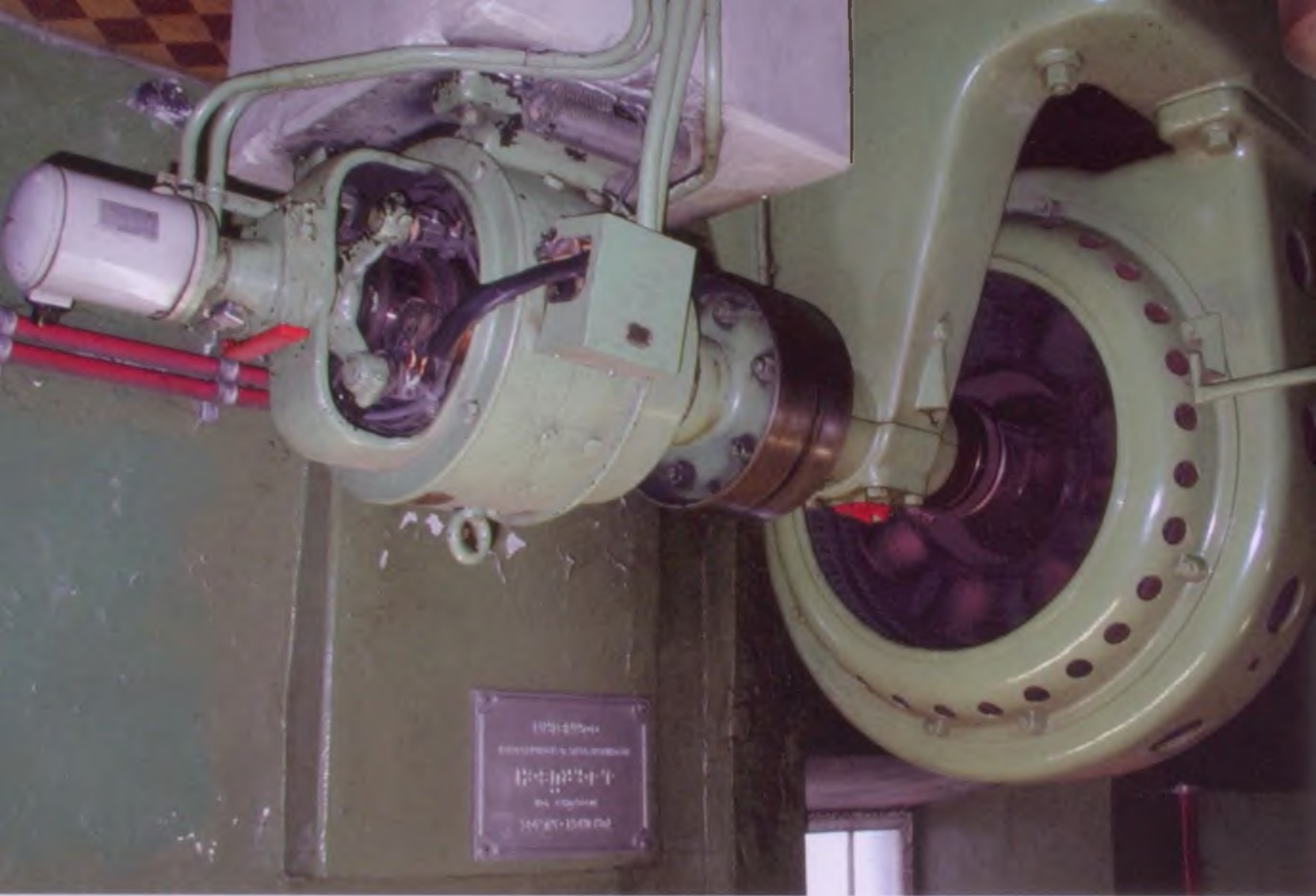
eindüsige Peltonturbinen
Leistung 200 kW
Baujahr 1897
Hersteller: Rüschi Dornbirn
Generator:
Siemens/Halske
300 kVA/3200 V

den Weg in die Rappenlochschlucht begleitenden Druckleitungen, die nasse Kälte und das leichte Vibrieren, das die Hand bei der Berührung spürt, tragen dazu bei, dass Erlebnisqualität und Gesamteindruck noch wesentlich gesteigert werden. Die mit einem feinen Sprühregen aufgeladene und ionisierte Luft in der Nähe der Stauwehre verhilft dem Wanderer zu einem „Energieschub“, während die Betrachtung oder Umrundung des Staufensees zur inneren Beruhigung und Erholung beiträgt. Schließlich vermittelt ein Einblick in die Turbinenhalle des Kraftwerkes Ebensand am südlichen Ende des Staufensees Erkenntnisse hinsichtlich der früheren und heutigen Stromgewinnung. Ebensand ist das größte Kleinkraftwerk der Vorarlberger Kraftwerke und mit der Inbetriebnahme im Jahre 1899 nach dem Kraftwerk Rieden (1890) auch das zweitälteste (die ursprüngliche Betriebskonzession hatte die Fa Siemens & Halske, Wien, ab 1905 die Fa. Jenny & Schindler, aus der später die VKW hervorging). Es handelt sich um ein Laufkraftwerk, dessen Wasser beim „Schanerloch“ gefasst und über einen 2 km langen Triebwasserstollen zum Speicher geleitet wird. Von dort gelangt das Wasser über eine 450 m lange Druckrohrleitung zu

den beiden im Krafthaus befindlichen vollautomatisch arbeitenden Peltonturbinen.

Die Beschreibung der Nutzung der Wasserkraft beschränkt sich im Rahmen dieser Arbeit zur Kulturlandschaft zwangsläufig auf diejenigen Aspekte, die landschaftsbezogen und somit sichtbar sind. Was die Stromerzeugung im Gütle betrifft, liefert der technische Bericht des Büros Lackinger & Breuss, Feldkirch / Koblach, vom 24. 4. 2004, die Grundlage für die nachfolgende Beschreibung: *Die Turbinen im Krafthaus neben dem (ehemaligen) Spinnsaal im Gütle werden von einer Niederdruckanlage und einer Hochdruckanlage gespeist. Die in der Rappenlochschlucht sichtbaren technischen Bauten und Leitungen gehören ausschließlich zur Niederdruckanlage, der eine Wassermenge von maximal 743 Liter pro Sekunde entnommen wird. Vom Schotterfang aus führt eine ca. 100 m lange Stahlrohrleitung entlang des Fußweges bis zur Wasserstube, wo ein Feinrechen, ein Überlauf und die Spüleinrichtung in die Dornbirner Ache angeordnet sind. Von der Wasserstube aus verläuft die Druckrohrleitung auf eine Länge von ca. 730 m bis zum Maschinenhaus. Das für die Hochdruckwasserkraftanlage erforderliche Wasser wird erstmals an der Gunzen- oder Kobelache mittels eines quer in das Bachbett eingebauten Grundrechens gefasst und zum Sammelweiher weitergeleitet. Von dort verläuft die Leitung entlang der Gunzenache und überquert den Müselbach bis zur Vereinigungsstelle mit der vom Müselbach kommenden Leitung. Vom Speicher „Rosalis“ verläuft die Leitungstrasse bis zum Speicher „Rüttenen“ und quert dabei den Kohlhölzlebach, den Brüggelebach und den Beckenmannbach. Von hier aus verläuft eine neue Druckrohrleitung bis zum Krafthaus im Gütle.*









Ebnit

Siedlungsentwicklung und naturräumliche Umgebung

Im Spätmittelalter waren die Menschen aus dem Schweizer Kanton Wallis wegen ihrer Armut gezwungen, die Heimat zu verlassen und sich neue Lebensräume zu suchen. In Vorarlberg, im Westen Tirols und in Graubünden wurden ihnen abgelegene und unerschlossene Hochtäler zur Rodung und Besiedelung zur Verfügung gestellt. Ihr Hauptsiedlungsgebiet in Vorarlberg wurde das Große Walsertal. Die Walser galten als freie Menschen, waren also ursprünglich keine Leibeigenen. Aus dem Jahre 1351 ist die Begründung der Walser-Niederlassung in Ebnit dokumentiert. Damals soll Ulrich I von Hohenems in Ebnit ein kleines Kloster des aus Ungarn stammenden Ordens der Pauliner-Eremiten gegründet haben. Die Besiedlung des auf einer Meereshöhe von 1.075 Meter (Standort der Pfarrkirche) gelegenen und von hohen Bergen umgebenen Talkessels erfolgte nicht vom Rheintal aus, sondern über den Furkapass aus Richtung des Bregenzerwaldes. Es wird auch für möglich gehalten, dass die ins Ebnit zugezogene Gruppe über die Walserkolonie in Davos sowie über Stürvis im Prättigau ins Ebniter Tal gekommen ist. Noch heute existierende Flurnamen rätoromanischer Herkunft lassen aber vermuten, dass die Walser nicht die ersten Siedler in Ebnit waren, sondern – ähnlich der Siedlungsgeschichte im Großen Walsertal – Rätoromanen die Gegend bereits urbar gemacht hatten. Bauliche Zeugnisse aus dieser Zeit existieren jedoch keine (mehr). Spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts siedelten bereits Zuwanderer aus Dornbirn im Ebnit. 1921 schließt die damals eigenständige Gemeinde Ebnit mit der Stadt Dornbirn einen Vertrag über den Straßenbau von Dornbirn nach Ebnit ab. 1927 wird die Straße, die vom Ortsteil Gütle aus durch das wildromantische Tal der Ebniter Ache führt, fertig gestellt. Im gleichen Jahr kommt es zu einer schweren Brandkatastrophe, bei der Kirche, Schule und Pfarrhaus zerstört werden. Aufgrund dieser Katastrophe und des teuren Straßenbaus kommt die Gemeinde in schwere finanzielle Nöte und kann ihren Zahlungen nicht mehr nachkommen. Dies führt dazu, dass Ebnit im Jahr 1932 in die Stadt Dornbirn eingemeindet wird. Seitdem erfolgt die Verwaltung von Ebnit vom Rathaus Dornbirn aus, in Ebnit selbst ist ein Ortsvorsteher stationiert.

Zu den in der Ersten Republik verwirklichten großen Straßenbauprojekten zählte die zwischen 1921 und 1927 errichtete Ebniterstraße von der Einmündung des Knopfweges bis nach Ebnit. Diese Verkehrsanbindung sollte den Ort vor der drohenden Entvölkerung bewahren. Mittel des Landes und des Verkehrsministeriums flossen in das Projekt. Den von der Gemeinde Ebnit aufzubringenden Kostenanteil stellte Dornbirn als Vorschuss zur Verfügung. Für die Stadt war die Straße jedoch auch hinsichtlich der Bringung des schlagbaren Holzes in deren weitem Einzugsgebiet interessant.

Die Fotoaufnahme stammt vom Ebniter Straßenbau 1921 mit Bürgermeister Engelbert Luger rechts außen.⁹ Der Ausschnitt aus dem franciscöischen Kataster von 1857 zeigt die in den beiden Ortsteilen Vorderebnit und Hinterebnit verstreut liegenden Bauernhöfe. Die Talsohle ist teils bewaldet, teils bewirtschaftet. So etwas wie „räumliche Dichte“ kommt nur gelegentlich und wohl eher zufällig auf, wenn Bauernhöfe einander, teilweise etwas versetzt, gegenüberstehen. Der aktuelle Flächenwidmungsplan weist ein großzügiges Wohngebiet (orange Farbe) aus. Auch Baulandreserven (Wohngebiet/Erwar-





tungsfläche) sind vorhanden (orange schraffiert). Das Wohngebiet ist allseits von Landwirtschaftsflächen (weiße Farbe) umgeben, nur stellenweise reicht es an den Wald heran.

Heute ist Ebnet ein Bergdorf in einer Höhenlage zwischen 900 und 1.150 Metern über dem Meer mit 125 Einwohnern und rund 230 baulichen Objekten. Die Bevölkerungszahl hat in den vergangenen Jahren kontinuierlich zugenommen (im Jahr 2001 waren es erst 111 Einwohner gewesen), da seit der Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz Ebnet als Wohnort attraktiv geworden ist. Obwohl Ebnet als Luftkurort gilt und Ausgangspunkt für zahlreiche Bergwanderungen ist, spielt der Tourismus in wirtschaftlicher Hinsicht kaum eine Rolle, die Bevölkerung lebt teilweise von Land- und Forstwirtschaft, ein Teil der Erwerbstätigen pendelt in das Stadtgebiet von Dornbirn aus.

Der Talkessel von Ebnet am südlichen Ende des Ebnetales ist von einer Reihe von Alpen umgeben, die – teilweise auf gleicher Höhe wie das Dorf selbst gelegen – sich bis auf eine Meereshöhe von 1.300 Metern erstrecken. Sie legen Zeugnis von der intensiven Bewirtschaftung dieser klimatischen Gunstlage an der Grenzlinie zwischen Helvetischem Kalk und der Flyschzone ab. Ebnet verfügt aufgrund der besonderen Geologie wie kaum ein anderes Gebiet über eine enorme Vielfalt an naturräumlicher Ausstattung. Neben der traditionell bäuerlichen Kulturlandschaft prägen ebenso verschiedene Alpen- und

Waldgesellschaften, unterschiedlichste Feuchtbiotopkomplexe, artreiche Übergangsbiotope, Magerwiesen und Weiden, Kalk-Schuttfuren und Kiesbettfluren, markante Baumbestände, Felsbiotope und vieles mehr das Landschaftsbild Ebbits.



Der Ausschnitt aus der Österreichkarte zeigt die Lage des Dornbirner Ortsteiles Ebbit an der westlichen Gemeindegrenze zu Hohenems (rote Linie), seine Anbindung über das Tal der Ebbit/Ache/Dornbirner Ache an den Ortsteil Gütle und den Bezirk Oberdorf und die umgebende Bergkette von Staufen im Norden über die Hohe Kugel im Westen, den Hohen Freschen im Süden und die Mörzelspitze im Osten. Zum Einzugsbereich von Ebbit gehört auch noch das Quellgebiet des Mellenbaches mit der Vordermellenalpe im Südosten. Dementsprechend hat Ebbit Anteil am Naturschutzgebiet Hohe Kugel-Freschen-Mellental (grün umrandet).

Das Luftbild aus den 1950er Jahren lässt erkennen, dass sich in Hinblick auf die Siedlungsentwicklung aber auch in Hinblick auf die Flächennutzung (Wald/Wiese bzw. Weideland) seit der Erstellung des Urkatasters im Jahr 1857 kaum etwas verändert hat.

Das aktuelle Luftbild (Aufnahme von 2006) hingegen weist eine starke Zunahme an Häusern und ihre Streuung in der Landschaft aus. Aber auch die Waldflächen haben in den vergangenen 50 Jahren zugenommen, was mit den Bemühungen um den Lawenschutz zu tun hat.



Die heute bestehenden Häuser lassen keine einheitliche Ausrichtung erkennen. Manche sind mit ihrer Firstrichtung parallel zu den Schichtenlinien angeordnet, andere im rechten Winkel dazu. Eine gewisse platzräumliche Situation hat sich um die Kirche herum bzw. zwischen Kirche und Gasthof Alpenrose gebildet.

Dörfliche Strukturen und Aspekte des Ortsbildes

Ebnit präsentiert sich heute als Streusiedlung, die im Wesentlichen den Südhang der das Ebniter Tal im Norden begrenzenden Bergkette Strahlkopf - Schöner Mann - Bocksberg besetzt. Die Erschließungsstraße verläuft etwa auf halber Höhe zwischen Talboden und oberer Hangkante von Ost nach West. Ein klares Ortszentrum ist heute nicht (mehr) erkennbar, das historische Zentrum mit Pfarrkirche, Pfarrhof und Gasthof Alpenrose befindet sich außerhalb der geografischen Mitte am westlichen Ortsende.

Die traditionelle Hauslandschaft ist stark überformt. Neben einigen wenigen Gebäuden mit bäuerlich wirkender Bausubstanz gibt es Wohnbauten aus den 1960er bis zur Mitte der 1990er Jahre, die keine regionalspezifischen Charakteristika aufweisen und in Nachahmung stilistischer Klischees der Rheintalebene dem Umgang mit dem geneigten Gelände kaum gewachsen sind. Erst seit etwa 15 Jahren hat die Holzbauweise wieder Fuß gefasst und sind architektonisch ambitionierte Bauten entstanden, welche zum Teil eine Bauweise in der Tradition der „Vorarlberger Baukünstler“ erkennen lassen, zum Teil die „internationalen“ Trends in der Holzbauarchitektur widerspiegeln. Der Ausschnitt aus dem Stadtplan zeigt die Lage des Siedlungsgebietes in Bezug zum Naturraum. Von der gegenüberliegenden Talseite (Standort: Ilgenwaldalpe) aus gesehen präsentiert sich das Siedlungsgebiet vor der beeindruckenden Kulisse der Kalk-Felswände von Spitzer Stein („Klara“) und Breiter Schrofen. Vom Wanderweg Schönblick





aus genießt man die Ortsansicht von Westen entlang des Hanges. Die Pfarrkirche mit Beständehaus und der Pfarrhof markieren den westlichen Ortsrand und gleichzeitig das spirituelle Zentrum von Ebnet. Dieses bauliche Ensemble ist auch gut aus Richtung Norden (Standort: Klaraweg) einsehbar. Die alte Postkarte zeigt das Vorderebnet mit der Pfarrkirche vor dem Großbrand von 1927 in der Ansicht von Westen.¹⁰ Blickt man vom Platz beim Dorfbrunnen talauswärts, ist im Hintergrund rechts die Mörzelspitze, links die Hangspitze zu erkennen. Während das Siedlungsgebiet sich mit lockerer Bebauung über den nach unten hin sanfter geneigten Südhang von Schöner Mann und Bocksberg erstreckt, ist der gegenüber liegende Nordhang von Alpkopf und Sattelspitz steiler und bis zur Talsohle hinunter bewaldet („Großer Wald“). Dorfzufahrt und Dorfdurchfahrt lassen erkennen, dass der Straßenraum beidseitig von Häusern mit großen Abständen dazwischen begleitet wird. Von visueller Bedeutung für den Besucher sind die unterschiedlichen „Sichtfenster“ entlang der lang gestreckten Dorfdurchfahrt mit eindrucksvollen Blickbeziehungen zur Klara, zum Breiten Schrofen und bis ins Valorstal beziehungsweise das First-



gebiet am Talende. Nicht alle innerörtlichen Zufahrtsstraßen bieten den romantischen Anblick, den man von Bergdörfern gewohnt ist. Das mag damit zu tun haben, dass in den vergangenen Jahren eine rege Bau- und Umbautätigkeit eingesetzt hat, die auch umfangreiche Kanalisierungsarbeiten erforderlich macht. Einige „Baustellen“ haben allerdings zwischenzeitlich permanenten Charakter angenommen. Das Beziehungsgefüge zwischen der aus zueinander gestaffelten Baukörpern bestehenden Pfarrkirche und den umgebenden Gebäuden ist





sehr spannend. Der Straßenraum ist geknickt, sodass aus der Sicht gegen Osten die Eingangsfassade der Kirche in die Mitte des Blickfeldes rückt und aus der Sicht gegen Westen die Längsfassade des Pfarrhofes. Sowohl vor der Längsfassade der Kirche als auch vor ihrer Eingangsfassade tun sich Platzräume auf und sogar ihre rückwärtige Fassade ist durch das Vorspringen des Turmes und des Beständehauses dynamisch gegliedert. In der Ansicht von Norden spielt auch der Standort der Friedhofskapelle eine architektonische Rolle.

Der mit einem Brunnen und Sitzbänken ausgestattete sechseckige „Dorfplatz“ schräg unterhalb der Pfarrkirche bildet das natürliche Pendant zu den Verkehrsräumen im Nahbereich der Kirche.

Das Bauen im steilen Gelände ist eine Herausforderung, auf die in den wenigsten Fällen eine gestalterisch und bautechnisch befriedigende Antwort gefunden wird. Gegen die Gefahr des Steinschlags aus den brüchigen Felsformationen (Kalkstein) schützt ein Waldgürtel, der selbst wiederum aufwändig gesichert werden muss. In den Wiesen umher liegende Felsbrocken zeugen von dieser Gefahr. Die Erschließung dieser Häuser ist mit hohem technischen Aufwand verbunden (Stütz-



und Böschungsmauern) und bedeutet meist massive Eingriffe in die Landschaft mit nachteiligen Auswirkungen auf das Landschaftsbild. Die rückwärtigen Trakte der einstmaligen Blockbauten (Umbau des alten Bauernhauses Nr. 13), die am meisten gefährdet sind, werden in Beton oder Betonziegeln erneuert.

In einem Siedlungsgebiet, das kaum ebene Flächen kennt, haben diese ihren besonderen Reiz und sind der öffentlichen Nutzung vorbehalten. Das trifft auf den Sportplatz, der kürzlich eine „Sitzecke“ erhalten hat, ebenso zu wie auf den kleinen Dorfplatz unterhalb der Kirche. Die betonte Anwendung geometrischer Figuren (Sechseck, Kreis, Quadrat) hebt die „Sondersituation“ dieser Orte noch zusätzlich hervor.

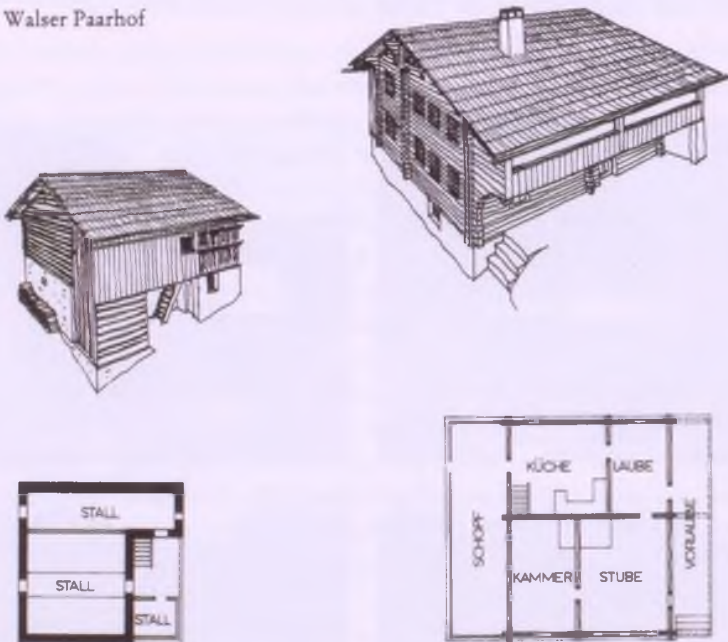


Gebäude

Obwohl das Ebnetal von den Walsern vermutlich über den Furkpass her besiedelt worden ist, bildet sich diese Tatsache in der Gebäudetypologie nicht (mehr) ab. Der Walser Paarhof unterscheidet sich vom Bregenzerwälderhaus und vom Rheintalhof vor allem dadurch, dass Wohngebäude und Stallscheune voneinander getrennt waren. Durch kleinere bauliche Einheiten konnte besser auf die Situierung im steilen Gelände reagiert werden. Als Typus ist der Walser Paarhof im Ebnetal nicht oder nicht mehr vertreten, gleichwohl weisen manche baulichen Details auf walserischen Einfluss hin, wie beispielsweise die Verkleidung der an den Ecken vorstehenden Balkenköpfe mit stehenden Brettern und die „Tropfnasen“ als oberer Abschluss der Balkenköpfe (Eckdetail von Hausnummer 29).

So gut wie alle vor dem 2. Weltkrieg errichteten Bauernhäuser sind Blockbauten, die auf einem Mauersockel aus Bruchsteinen oder einem gemauertem Kellerstock aufsitzen. Der Strickverband des Wohn-

Walser Paarhof





traktes ist meist geschindelt oder verbrettert, der Wirtschaftstrakt besteht aus einer verbretterten Holzständerkonstruktion. Die Dachformen variieren stark: abgewalmte Satteldächer kommen ebenso vor wie solche mit Zwerch- oder Kreuzgiebeln. Die traditionell weiß gestrichenen Kastenfenster haben Bretterläden und manchmal Klebdächer. Stilistische Zuordnungen sind kaum möglich, in den meisten Fällen haben mehrfache Umbauten den ursprünglichen Bautypus zusätzlich verunklärt.

Gestalterisch reizvoll sind manche Ferienhäuser, die an die Formensprache der 1920er Jahre erinnern. Die Bauten aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts sind hingegen formal eher belanglos. Erst in jüngster Zeit hat sich im Ebnetal die Formensprache der zeitgenössischen Vorarlberger Holzarchitektur mit vereinzelt guten Beispielen durchsetzen können. In diesem Zusammenhang kann neuerdings auch auf gelungene Versuche verwiesen werden, das alte Thema „Bauen im Steilhang“ mit Würde zu bewältigen.

Hausnummer 8 ist ein stattliches Bauernhaus des 19. Jahrhunderts mit einem Wohntrakt in verschindelter Blockbauweise auf gemauertem Kellerstock unter leicht geknicktem Satteldach mit Zwerchgiebel über dem längsseitigen Eingang. Der höhenversetzte Wirtschaftstrakt besteht aus einer verbretterten Holzständerkonstruktion. Ein ostseitiger Anbau an den Wohntrakt ist jüngeren Datums. Zum Hof gehört ein holzschindelgedecktes Bienenhaus.

Zu den wenigen alten Häusern, die noch weitgehend unverändert sind, gehört Hausnummer 15. Auch Hausnummer 26 dürfte im Kern noch aus dem 19. Jahrhundert stammen, weist aber beträchtliche Veränderungen auf. Hausnummer 29, dem äußeren Anschein nach das einzige „wälderische“ Bauernhaus wird vom kraftfahrzeugtauglichen Ausbau des Straßennetzes in seinem Erscheinungsbild massiv beeinträchtigt.



Hausnummer 4, der (ehemalige) Gasthof Alpenrose, dessen Haupttrakt typologisch einen Bregenzerwälder-Einschlag erkennen lässt, zeigt ziemlich unsensible Anbauten aus jüngerer Vergangenheit, lässt aber auch noch schöne, alte Baudetails erkennen. Hausnummer 2, der Pfarrhof, hingegen wurde vor einigen Jahren einfühlsam restauriert. Hausnummer 7, ein Wohnhaus, lässt sowohl Anklänge an den Bregenzerwälder-Typus (gekoppelte Fenster mit Bretter- oder Jalousieläden) als auch den Rheintalhof erkennen (Satteldach mit Kreuzgiebel und Aufschieblingen). In Harmonie mit der Landschaft zu bauen, ist eine Frage von Maßstab und Proportionen, aber auch eine der Materialwahl und Zurückhaltung in der Formensprache. Stein bzw. weiß verputztes (im Idealfall gekalktes) Mauerwerk und unbehandeltes, verwittertes Holz fügen sich als natürliche Materialien gut in das Landschaftsbild





ein. Auch die älteren Ferienhäuser werden in ihrer sympathischen Schlichtheit trotz ihres exponierten Standortes nicht als Störfaktoren empfunden. Ebnit 24, das ehemalige Gasthaus Freschen, ist seit 2001 Standort der „Ebniter Museums Stuuba“. Hier ist eine Sammlung zur Geschichte des Dorfes untergebracht, ein ehemaliger Gastraum dient auch als „Heimatstube“ und dörflicher Treffpunkt.

Alten und neueren Baulichkeiten begegnet man beim „Pfarrersälpele“ auf dem Weg zur Hohen Kugel. Die Heumöseralpe, urkundlich bereits 1443 erwähnt und im Besitz der Agrargemeinschaft Ebnit, ist am Ende der Straße südlich des Bruderbaches (auf der anderen Talseite und somit der Pfarrkirche gegenüber) gelegen und wird als heute Vorsäß geführt. Auffallend ist das tief herunter gezogene und abgewalmte Satteldach.





Große Volumina sind im geeigneten Gelände schwer zu platzieren, wenn sie für die Ebene konzipiert sind: Ebnit 32 und Ebnit 40, „Alpenheim“, demonstrieren den gescheiterten Versuch, „alpine“ Bauformen in diese Landschaft zu verpflanzen. An einer Nebenstraße gelegene großvolumige Häuser überfordern die Situation ziemlich rasch: während das obere Gebäude, HNr. 17a, zu weit im Erdreich steckt, scheint das untere, HNr. 17b, optisch abzustürzen. Die beiden Objekte stehen einander zwar gegenüber, gehen aber ortsbildlich keine visuelle „Beziehung“ miteinander ein.

Öffentliche Gebäude mit Vorbildwirkung sind die Volksschule aus den Jahren 1983/84 und das Feuerwehrgebäude, Ebnit 96, in dem auch die Rotkreuzstation untergebracht ist, aus den Jahren 2003/04. Seit einigen Jahren ist eine deutliche Aufbruchsstimmung auf dem Sektor





des privaten Wohnhausbaues zu spüren, wobei vermehrt Bauten in Holzkonstruktion oder zumindest mit Fassadenmaterialien aus Holz zum Einsatz kommen. Auch Anlagen zur alternativen Energiegewinnung (Sonnenkollektoren, Photovoltaikanlagen) werden in die Gebäudehülle integriert. Diesbezügliche Beispiele sind Hausnummer 119, die Hausnummern 125 (in der Aufnahme rechts hinten) und 121 (links vorne) sowie die Neubauten an der Ebnetterstraße. Eine sehr spannende Blickbeziehung hingegen pflegt die breit gelagerte Hausnummer 99 mit dem Turmhaus neben ihr. Hier erfährt das Ortsbild eine deutliche Bereicherung.



Außerhalb von Ebnit wurden in den 1970er Jahren die 27 Häuser des Feriendorfes Ebnit-Heumöser des Deutschen und Österreichischen Kolpingwerkes gebaut (1970 Spatenstich, 1978 Einweihung). Die Siedlung liegt südlich des Bruderbaches auf einer nahezu ebenen terrassenartigen Zunge, die zu den Ausläufern des Nordhanges des Hohen Freschen gehört. Die abgeschiedene Lage des Luftkurortes Ebnit und die Möglichkeit, von hier aus zahlreiche Bergwanderungen unternemen zu können, waren die Motive für die Gründung der Siedlung. Das Luftbild zeigt die Anordnung der etwa gleich großen, ost-west-orientierten Häuser entlang von drei Erschließungsstraßen. Zu einigen wenigen Häusern gehören abgezaunte Gärten, in der Regel sind die dazwischen liegenden und mit Laub- und Nadelbäumen bestockten Grünflächen frei zugänglich. Die Erschließung des Feriendorfes erfolgt von Westen, aus Richtung der Heumöseralpe, her. In der Nähe des „Ortseinganges“ befinden sich die „öffentlichen“ bzw. gemeinsamen Aufenthaltsbereiche: Sitzbänke mit einem Bildstock sowie Spielplatz und Grillstelle. Konstruktionsprinzip und äußere Erscheinung sind bei allen Häusern gleich: auf einem gemauerten Erdgeschoss sitzt ein Blockbau mit waagrechtter Bretterschalung und flachem Satteldach. Das Obergeschoss hat im Norden eine Außentreppe und einen südseitigen Balkon.





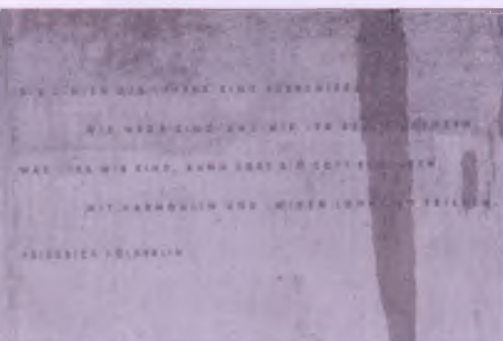
Pfarrkirche Hl. Maria Magdalena

Nach dem Dorfbrand von 1927, bei dem auch die 1508 erbaute Kirche (die ebenfalls nach dem Brand eines Vorgängerbaues errichtet worden war) vernichtet wurde, entstand in den Jahren 1928/29 nach den Plänen des Architekten Alfons Fritz die heutige Pfarrkirche unter Einbeziehung älterer Bauteile aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Die Kirche hat ein traditionell ost-west-orientiertes Langhaus mit hohem Satteldach und einen an den polygonalen Chor angebauten, ebenfalls sattelbedachten Ostturm. Im Westen ist ein Ökonomiegebäude („Beständehaus“ mit Hausnummer 3) vorgestellt. Markant ist die sichtbare Decken- und Dachstuhlkonstruktion im Inneren, die dem Kirchenschiff einen zeltartigen Eindruck verleiht. Die künstlerisch wertvolle Ausstattung besteht aus dem barocken Hochaltar der Pfarrkirche Riezlern im Kleinwalsertal aus dem 18. Jahrhundert mit Kreuzifixus, hl. Maria Magdalena, hl. Martin, hl. Wolfgang und Krönungsgruppe Mariens, modifiziert und durch Seitenaltäre ergänzt von den Brüdern Bachmann aus Muntlix. Der Tabernakel stammt von Johann Socher, Sonthofen, die Glasmalereien von der Tiroler Glasmalereianstalt, Innsbruck, und Gemälde von Matthias Jely, Bludenz, Walter Bastanier, Ebnit, sowie Kreuzwegstationen von Julius Wehinger. Die Figuren an der Langhauswand sind die Heiligen Afra und Augustinus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die kleine Marienkapelle in der rechten Vorhalle wurde in jüngerer Zeit neu gestaltet: sie hat zeitgenössische Glasfenster der Sr. Antonia Thurnher und an der Ostwand eine Pieta des 19. Jahrhunderts. In einer runden Tischplatte aus massivem Glas ist der Altarstein der früheren Ebniter Kirche eingelassen, darauf befindet sich ein Fürbittenbuch.





Außerordentlich sorgfältig ist der kleine Friedhof gestaltet, welcher der Kirche im Osten vorgelagert ist. Eine Sichtbetonwand schirmt den intimen, um ca. 1,5 Meter gegenüber dem Straßenraum erhöhten Bereich gegenüber diesem ab. Der Eingang ist über eine zweiläufige Treppe erreichbar, dorfsseitig begleitet den Eintretenden ein Sinnspruch von Friedrich Hölderlin. Die schlichte Friedhofskapelle steht dem Eingang gegenüber und markiert das nördliche Ende des Friedhofs. Über dem Eingang befindet sich eine hölzerne Marienfigur mit Jesuskind in einer Mauernische. Die schlichten Metallkreuze und restliche „Möblierung“ verleihen dem Friedhof ein sehr würdevolles Aussehen.



Zeichenhafte Objekte

Im Gegensatz zum schweizerischen Wallis, einer durch kirchliche Bauten tief geprägten „Sakrallandschaft“¹¹ und den Gemeinden im Großen Walsertal gibt es in Ebnit keine Kapellen oder alten Bildstöcke, die das Landschaftsbild bereichern. Auch die wenigen vorhandenen Wegkreuze sind neueren Datums. Selbstverständlich gehören aber im Ebniter Tal, wie in den anderen ländlichen Gebieten Vorarlbergs auch, die Alp- und Gipfelkreuze zur traditionellen Kulturlandschaft. Auffallend ist, dass die Bevölkerung auch heute noch einen lebendigen Bezug zu diesen Symbolen hat, was sich im ständig erneuerten Blumenschmuck äußert oder in der Tatsache, dass manche Kreuze kleine Gärtlein um sich haben, die liebevoll gepflegt werden.





Ein sehr schönes Wegkreuz mit Sitzbank steht am Klaraweg oberhalb der Pfarrkirche. Der sehr sorgfältig geschnitzte Christuskorpus hat offenbar (aus Gründen der Verwitterung?) in jüngerer Zeit neue Kreuzbalken erhalten. Manche künstlerisch wertvollen Wegkreuze mit Christusfiguren des 19. Jahrhunderts scheinen erst kürzlich restauriert und mit einem neuen Kreuzkasten versehen worden zu sein; ihnen kommt Wahrzeichenfunktion zu. Es gibt allerdings auch stark vernachlässigte und offenbar „vergessene“ Wegkreuze, deren „besonderer Ort“ keine Rolle mehr zu spielen scheint. Bescheidene Bildstöcklein befinden sich bei Hausnummer 45 und im Kolping-Ferendorf. „Zeichen“ unserer Zeit sind manchmal mit Erinnerungen verbunden, wie beispielsweise die Gedenkstätten und -kreuze an Verunglückte, und zumeist auch Informationsträger, wie Warnhinweise auf



spielende Kinder oder die Hinweistafeln auf Wanderwegen und ähnliches. Ein diesbezügliches Kuriosum ist die Zufahrt zu Hausnummer 33, die mit figürlichen Darstellungen geradezu „gepflastert“ ist. Auch die Eingangsfassade selbst ist mit einem großen, in Weiß gehaltenen Wandkreuz ausgestattet. Das Gebäude selbst ist ein unverschindelter Blockbau auf einem gemauerten Kellerstock, der bereits mehrere Umbauphasen hinter sich hat.

Zeichenhaften Charakter im weiteren Sinne können die Baumhäuser der Kinder ebenso wie landwirtschaftliche Nebengebäude, Bienenhäuser, Vogelhäuschen und nicht zuletzt die Masten und Einrichtungen der Schilifanlage bei der Heumöseralpe erlangen. Auch Anzeichen dafür, dass ein „städtischer“ Lebensstil in das Bergdorf Einzug gehalten hat, gibt es im Umfeld der Neubauten zur Genüge. Mit einem Hochseilgarten beim Sportplatz ist das Bergdorf Ebnit auch im Eventbereich würdig vertreten.



Das Bild der Landschaft

Die besondere Lage von Ebnit an der Grenzlinie zwischen Helvetischem Kalk und der Flyschzone bedingt ein sehr abwechslungsreiches und damit attraktives, bereits alpin wirkendes Landschaftsbild. Die landschaftlich besonders eindrucksvollen Kalk-Felswände des Bockbergs und die Felskulissen von Spitzen Stein (Klara) und Breiter Schrofen bilden die unverkennbaren „landschaftlichen Markenzeichen“ von Ebnit. Die Ausblicke und die Nähe zu den umliegenden Bergen wie Firstgebiet und Hoher Freschen ergänzen das außergewöhnliche Stimmungsbild. Vom Ortseingang kann der Blick über Hinterebnit und den Talboden hinweg gegen Süden zum Massiv des Hohen Freschen und dahinter liegenden Schusterstuhls oder auf die gegenüber liegenden Gipfel von Alpkopf und Salzbodenkopf schweifen.

Die winterliche Landschaft harmonisiert die Gegensätze: Weiß-, Grau- und Brauntöne beherrschen das Landschaftsbild, alles „Überflüssige“ verschwindet. Spitzer Stein und Breiter Schrofen sind die beiden Dominanten, die sich gegen den blauen Himmel abheben. Ein Blick auf die bewaldeten Steilhänge lässt erkennen, mit welchem hohem Aufwand hier Waldpflege und -sicherung verbunden sind, damit die Siedlungsgebiete geschützt und die Verkehrswege frei bleiben.







Der Blick vom Klaraweg auf die beiden „Hausberge“ von Ebnit Spitzer Stein (Klara) und Breiter Schrofen offenbart, dass selbst in großer Höhe und schwer zugänglicher Lage Alpen anzutreffen sind. Auch wenn man vom Klaraweg aus in den Talkessel hinein blickt, ist feststellbar, dass selbst in den obersten Höhenlagen Alpgebiete existieren. Die Skala der landschaftsbildlichen Eindrücke reicht von sehr ausgesetzten Situationen an den Kalkfelsformationen von Klara und Breiter Schrofen bis zu den Feuchtwiesen unterhalb von Heumöser. Eine von Laubbäumen gekennzeichnete Übergangszone zwischen Siedlungsgebiet und Hochwald bietet Aufenthaltsraum für die Tiere. Landwirtschaftliche Nebengebäude, insbesondere Heuhütten, sind jedoch extrem selten geworden, seit es auch hier die Ballenlagerung gibt. Abgesehen von den großen Höhlen und Schluchten ist jene Weißtanne an der Ebnitstraße oberhalb des Holzplatzes im Gütle das einzige Naturdenkmal im Ebnitertal. Mit einer Höhe von über 46 m und einem Stammumfang von 4,30 m ist sie eines der stattlichsten Exemplare ihrer Art im Gemeindegebiet von Dornbirn.



Straßen und Wege

Bei der 1927 fertig gestellten Straße, die durch das wildromantische Tal der Ebniter Ache / Dornbirner Ache und vorbei an der Rappenlochschlucht führt, handelt es sich um ein sehr wagemutiges und technisch anspruchsvolles Bauwerk mit vielen Kunstbauten. Alte Fotoaufnahmen dokumentieren die Pionierleistungen der damaligen Tiefbauer.¹² Straßen- und Flussbau gingen an manchen Abschnitten Hand in Hand wie die Abzweigung zum unteren Stauwehr erkennen lässt. Die Straßentrasse verläuft vorwiegend im beschatteten Nordhang. Im Winter kann die Sonne die Fahrbahn nur kurze Zeit erreichen, was die Vereisungsgefahr erhöht, aber die Berghänge sind nicht so großen Temperaturschwankungen ausgesetzt, wie dies im Gegenhang der Fall wäre. Die winterliche Bergfahrt ist jedenfalls ein ganzheitliches Erlebnis, wo technische und natürliche „Architekturen“ einander abwechseln: die Rappenlochbrücke aus dem Jahr 1951 ist eine elegante, natursteinverkleidete Bogenbrücke. Bizarre Verwerfungen lassen mancherorts Felsplatten wie Mauern in die Höhe stehen. In den Fels gesprengte Tunnels und die schlanke, im Jahr 2005 nach einem Entwurf der Architekten Marte + Marte aus Weiler neu errichtete Schanerlochbrücke erscheinen nicht nur als optische, sondern auch haptische Ge-





gensätze. Galerien und Böschungsmauern, die den Hang stützen und das Hangwasser unter der Straße durchführen, sichern deren Gebrauchsfähigkeit unter erschwerten Bedingungen und schließlich das erleichternde Erlebnis des Ankommens, wenn der enge und finstere Schluchtbereich verlassen und die Höhe des Talkessels von Ebnet erklommen ist. Ist die ca. 12 km lange Fahrt vom Gütle nach Ebnet ge-





wissermaßen (auch) eine geologische Lehrstunde, sind doch von der Straße aus zahlreiche Gebirgsfaltungen und Verwerfungen sichtbar, offenbart die sommerliche Talfahrt ein Erlebnis von extremen Hell-Dunkel-Gegensätzen: die Sonne scheint bis in das Flussbett, wo das Wasser das Sonnenlicht reflektiert und die Schlucht auch von unten her beleuchtet. Unbeleuchtete Tunneln scheinen die Fahrzeuge förmlich zu verschlucken. Zwischendurch gestatten Nischen das kurzfristige Anhalten und ermöglichen Blicke in die Rappenlochschlucht, auf die Brückenbauwerke und baulichen Anlagen, die der Gewinnung der Wasserkraft aus der Dornbirner Ache dienen.





Ebnit ist Ausgangspunkt zahlreicher gut beschilderter und beschriebener Wanderwege. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, all diesen Wegen, deren Ziele zumeist Berggipfel oder zumindest Alphütten sind, nachzuspüren. Ein Wanderweg führt beispielsweise über das Pfarrersälpele, die Schönermannalpe, die Hinterbergalpe nach Schuttannen und Kühberg und verbindet Ebnit mit der Bergstation der Karren-Seilbahn. Angeboten wird diese Wanderung auch als Rundweg (Busverbindung Karren-Talstation - Ebnit), wo man unterwegs ein so genanntes „Marendkärtle“ zwecks leiblicher Stärkung einlösen kann. Innerörtliche Fußwege abseits vom Straßennetz gibt es kaum, ein





sehr schön trassierter verbindet jedoch den tiefer gelegenen Sportplatz mit dem Platz vor der Pfarrkirche, wo sich auch die Bushaltestelle befindet. Der dichte Uferbewuchs spendet Schatten und Sitzbänke laden zum Verweilen ein. Die Wege durch die Rappenlochschlucht und die Alplochschlucht sind bereits im vorigen Kapitel „Güttele“ beschrieben worden. Hier soll der lediglich letzte Abschnitt dieses „Schluchtenpfades“, der über der Ebniter Straße gelegene Weg zum so genannten „Kirchle“ nachgetragen werden. Von der Ebniterstraße aus führen mehrere Wege zum Kirchle, einer höhlenartigen Felsformation im Gebirgsstock des Hohen Knopfes zwischen Ebniter Ache und Kobelache. Sie unterscheiden sich in Länge und Steigungsgrad voneinander, sind aber jedenfalls abwechslungsreich trassiert. Durch einen schmalen Felsspalt gelangt man ins Innere der durch einen Gletscher und das spätere starke Schmelzwasser geformten Höhle, deren Eingang sehr erotisch anmutet und deren Innenraum eher an den Bauch jenes Walfisches, der den Propheten Jonas verschluckt hat, als an ei-

nen Kirchenraum erinnert. Sie ist der am höchsten gelegene Teil der Schluchtenlandschaft des Ebniter Tales. Sowohl der Blick nach oben auf eine baumbewachsene Naturbrücke als auch der rückwärtige Ausgang bieten intensive „Schlüssellocherlebnisse“. „Magische Zeichen“ im Inneren sind Hinweise darauf, dass das Kirchle des Öfteren auch menschlichen Besuch erhält.

Wandern im Winter bietet ein ganz eigenes Erlebnisspektrum, werden im Schnee doch plötzlich all jene Fährten dokumentiert, die Tiere auf ihrem Weg zum Wasser hinterlassen, wie dies am Schanerloch der Fall ist, oder Fußabdrücke und Fahrspuren bilden neuartige Wegemuster, wie man am Weg zum Pfarrersälpele beobachten kann.





Von Ebnit aus führt ein abwechslungsreicher Waldweg in nordöstlicher Richtung über den kleinen Weiler Hackwald und vorbei an der Südostflanke des Bocksberges bis zur Rappenlochbrücke. Der erste Abschnitt entlang der steil aufragenden Felswände des Breiten Schrofens bis Hackwald ist befahrbar. Die wenigen Häuser des Weilers Hackwald sind in einer zwischen Breitem Schrofens und Bocksberg befindlichen Waldlichtung situiert. Von hier aus werden die umliegenden Felder und Waldgebiete sowie die Bocksbergalpe bewirtschaftet. Trotz der exponierten Lage ist Hackwald ein alter Weiler, wie der Ausschnitt aus dem Urkataster von 1857 belegt. Obwohl Hackwald sich gegen Südosten zu öffnet, präsentiert sich die Landschaft selbst zu Frühlingsbeginn noch tief winterlich. Die von den zwischen Hinterbergalpe und Bocksbergalpe befindlichen Hängen herab kommenden Bäche sind zu dieser Zeit noch kleine Rinnsale, deren Mächtigkeit im Frühsommer nur der üppige Uferbewuchs ahnen lässt, und der kleine Marienbildstock, der den Ortsbeginn markiert, ragt kaum aus den Schneemassen heraus. Von Ebnit kommend präsentieren sich die Häuser vor der mächtigen Kulisse des Bocksberges. Die Hangneigung bedingt, dass sie zueinander



versetzt und mit ihrer Firstrichtung zumeist in der Falllinie des Hanges angeordnet sind. Auch die ältesten der bestehenden Bauten fallen bereits in das 20. Jahrhundert, wobei auffällt, dass manche Bauernhäuser offensichtlich erst vor wenigen Jahren errichtet worden sind, was darauf schließen lässt, dass Land- und Forstwirtschaft als Existenzgrundlage der Bewohner nach wie vor maßgeblich sind. Selbst-





verständlich haben auch moderne Technologien, wie Photovoltaikanlagen, in diesen abgelegenen Gegenden bereits Einzug gehalten. Hinweise auf die Existenz der Landwirtschaft liefern auch die im Winter in Betrieb befindlichen Brunnen am Wegesrand. Die Schneemassen bedingen, dass die Häuser teilweise bis zur Traufkante eingeschneit sind und der weitere Wegverlauf sowie die Zugänge zu den Häusern Hohlwegcharakter annehmen. Nähert man sich dem Weiler Hackwald aus nordöstlicher Richtung, scheinen sich die Häuser in der Hangmulde an der Westflanke des Bocksbergs zu verstecken, wohingegen der Blick von der Bergkulisse der gegenüberliegenden Talseite angezogen wird. Lichtungen im „Großen Wald“ kennzeichnen die an den Westhängen von Sattelspitz und Alpkopf befindlichen Alpgebiete.



Wasserwege

Wasser ist in der Bergwelt immer Gefahr und Ressource zugleich. Es formt den Naturraum und der Umgang mit ihm prägt die Kulturlandschaft ebenso sehr wie die Errichtung von Häusern oder Verkehrswegen. Das Kapitel „Ebnit“ verdient einen eigenen, den Wasserwegen gewidmeten Abschnitt, denn diese spielen in Ebnit in zweierlei Hinsicht eine große Rolle: zum einen ist es die Ebniter bzw. Dornbirner Ache, die – Sehenswürdigkeit und Energielieferant gleichermaßen – den Talraum geprägt hat, zum anderen sind es die zahlreichen Kleingewässer, die als Zuflüsse zur Ache das Siedlungsgebiet von Ebnit durchschneiden und mit großem Aufwand gebändigt werden müssen.

Nur sehr kleine Bächlein können am Rande oder außerhalb des Siedlungsgebietes frei zu Tal fließen. Im Siedlungsgebiet werden sie als offene Gerinne in ein künstliches Bett gezwängt und abgeführt. Sind sie größer, müssen Sohlschwellen und Auffangbecken errichtet werden, damit das von den Steilhängen mitgeführte Geschiebe abgelagert werden kann. Schwer wiegende Eingriffe in die Landschaft (Zufahrten etc.) sind damit verbunden.





Das mit hohem technischem Aufwand „gezähmte“ Wasser steht im Dorfbereich als Löschteich bei Hausnummer 52 und in Form eines Dorfbrunnens unterhalb der Kirche zur Verfügung. Auch manche Wanderwege weisen Trinkbrunnen in Form einfacher Holztröge auf. Das Wasser der Ebniter bzw. Dornbirner Ache wird zur Stromgewinnung herangezogen, weshalb auch in jenem Bereich, in dem sich das Wasser eine tiefe Schlucht gegraben hat, technische Einbauten zur Wasserfassung vorhanden sind, die zu jeder Jahreszeit zugänglich sein müssen.







Im Bereich des so genannten „Schanerlochs“, dort wo früher die Gemeindegrenze zwischen Ebnit und Dornbirn verlaufen ist, gibt es einen Flachwasserbereich, der von den Waldtieren gerne zur Tränke aufgesucht wird. Hier treffen die Wege des Wassers und diejenigen von Tieren und Wanderern aufeinander. Die Wege des Wassers durch die Alploch- und Rappenlochschlucht sind bereits im vorigen Kapitel „Gütle“ beschrieben worden. Einige der markantesten Stellen des Flussbettes im Bereich der Schaufelschlucht sind von der Ebniter Straße aus einsehbar oder sogar zugänglich. Immer wieder führen auch gesicherte Steige bis unmittelbar an das Flussbett heran.

- ¹ Zit. nach „Dach - Raumentwicklung im Grenzraum Deutschland, Österreich, Schweiz, Liechtenstein“, Interreg IIIA Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein, Juni 2008, S. 56.
- ² Quelle: Cul zuffel e l'auro dado - Gion A. Caminada. Hrsg. Bettina Schlorhauser, Quart Verlag, Luzern 2005.
- ³ Quelle: Werner Knapp, Landbaukunst - Weg zu bewusstem Gestalten, Karl Krämer Verlag, Stuttgart 1981.
- ⁴ Die Abbildung einer alten Postkarte wurde der Kehlegger Dorfmappe von Egon Moser, S. 245, entnommen.
- ⁵ Vergleiche dazu: Werner Vogt, Alte Vorarlberger Heilbäder, Feldkirch 2001.
- ⁶ Zur Entwicklungsgeschichte des Gütle vergleiche Beate Mark, Das Gütle in Dornbirn, Entwicklung eines Stadtteils durch die Industrialisierung, Dornbirn 1990.
- ⁷ Der Kunsthistoriker Christoph Bertsch schreibt dazu: „Wenn wir die Spinnerei II mit der nur vier Jahre früher errichteten, nur wenige Meter daneben stehenden und von der gleichen Firma in Auftrag gegebenen Spinnerei I vergleichen, können wir den großen Wandel in der Auffassung dieses Bautyps erkennen: Zum einen wurde aus dem Hochbau ein Flachbau, zum anderen wird der eigentlichen Fabrik eine Schaufassade vorgesetzt...“ (Fabrikarchitektur. Entwicklung und Bedeutung einer Bauaufgabe anhand Vorarlberger Beispiele des 19. und 20. Jahrhunderts, 1981, S. 28).
- ⁸ Die südöstlich des Feuerwehrhauses am Ufer der Dornbirner Ache gelegenen 1864 bzw. 1874 und 1924 errichteten Lagerhäuser und Schuppen sind inzwischen abgebrochen und werden derzeit als Parkplatz genutzt. Ein 1882 errichteter schlösschenartiger Pavillon (wo sich heute der Gastgarten befindet) von Viktor Hämmerle soll bereits in den Nachkriegsjahren abgebrochen worden sein. Vergleiche dazu Beate Mark, Das Gütle in Dornbirn, S. 57-59. Der Arbeit von Beate Mark sind auch die Plandarstellungen auf S. 72 entnommen.
- ⁹ Quelle: Franz Kalb, Von den Saumpfaden zur Ebniterstraße. In: Dornbirner Schriften 28, 2001, S. 107-127.
- ¹⁰ Quelle: Franz Kalb, Dornbirner Schriften 30, Auf historischen Wegen durch Dornbirn, S. 146.
- ¹¹ Vergleiche dazu Richard Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz, 1973, S. 318.
- ¹² Aufnahme beim Straßenbau aus den 1920er Jahren. Quelle: Franz Kalb, Dornbirner Schriften 30, S. 144.

Bildnachweis

Umschlag und alle übrigen

Johann Peer

Seite

16, 18/19, 20/21, 22, 27, 64, 66, 71, 82 unten links, 83 oben, 85 oben rechts und unten, 90 mitte links und unten, 105 unten, 106, 108, 121 unten, 135 oben, 138 oben rechts und unten links

25

65, 85 oben links, 109

72, 73 oben, 76 unten

Amt der Vorarlberger Landesregierung, VOGIS

Egon Moser, Kehlegger Dorfmappe

Aries Grafik, Dornbirn

Beate Mark, Das Gütle in Dornbirn - Entwicklung eines Stadtteils durch die Industrialisierung, Hausarbeit 1990

101 (beide)

105 oben, 110 mitte, 132 oben links

Büro DI Lackinger & Breuss GesbR, Feldkirch/Koblach

Stadtarchiv Dornbirn

107 links

107 rechts

BEV, Austrian Map/West (Grundlage)

<http://www.ebnit.at/dorf.cgi?inhalt=naturschutzgebiet>
(Quelle: Diplomarbeit von Mario Peter, IMC Krems, 2000)

114

Dehio-Vorarlberg, Wien 1983, S. XXVIII

(Zeichnung Johann Peer)

So sind in den vergangenen sechs Jahren die Dokumentationen der Gebiete Kehlegg, Gütle, Watzenegg, Fallenberg, Haselstauder Berg und Ebnit entstanden. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um eine Bestandsaufnahme dessen, was heute noch sichtbar ist. Nur am Rande hat die vorliegende Dokumentation auch den Charakter einer „Spurensuche“ erhalten, die darzustellen versucht, was in die Vergangenheit zurückführt. Eine derartige „Momentaufnahme“ setzt sich zwangsläufig dem Vorwurf aus, schon bei Drucklegung nicht mehr aktuell zu sein und es mögen seit dem Zeitpunkt, zu dem die Bilder entstanden sind, tatsächlich landschaftliche und bauliche Veränderungen durchgeführt worden sein, welche die damals vorgenommene Beurteilung um Nuancen ändern würden. Nachdem es bei meinen „Dokumentationen“ in erster Linie aber nicht um Faktengenauigkeit hinsichtlich eines zeitlichen Ablaufes, sondern um - zwangsläufig subjektive - Bewertungen geht, mit denen ein bestimmtes Ziel verfolgt wird, halte ich derartige Unschärfen für vertretbar.

Auszug aus dem Vorwort von Johann Peer

